Digitaliseret af | Digitised by

DET KGL. BIBLIOTEK
Royal Danish Library

Forfatter(e) | Author(s):	
Titel | Title:	Leben und Schicksale eines Unglücklichen : eine wahre Geschichte dieses Jahrhunderts.
Udgivet år og sted | Publication time and place:	Kopenhagen ; Leipzig : bey Andreas Nitschke, 1793
Fysiske størrelse | Physical extent:	[12], 124 s.

DK

Materialet er fri af ophavsret. Du kan kopiere, ændre, distribuere eller fremføre værket, også til kommercielle formål, uden at bede om tilladelse. Husk altid at kreditere ophavsmanden.

UK

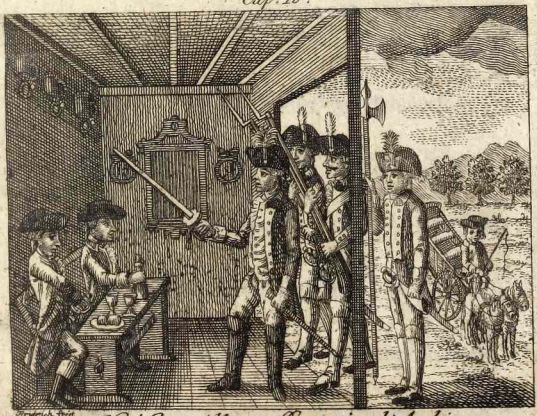
The work is free of copyright. You can copy, change, distribute or present the work, even for commercial purposes, without asking for permission. Always remember to credit the author.

PUBLIC DOMAIN

Nesselrode-Lapp
Nummer
1793.

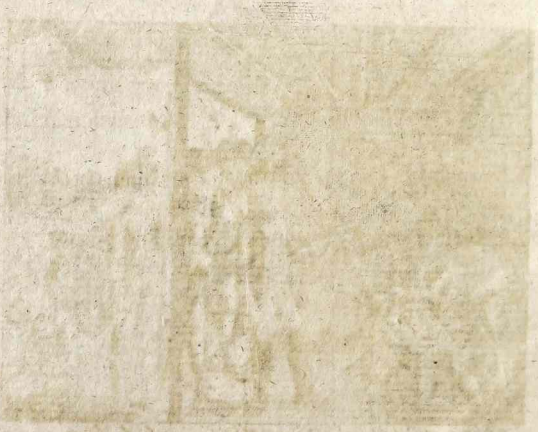
Leben und Schicksale eines Unglücklichen.

Eine wahre Geschichte dieses Jahrhunderts.



Ha! Canaille, treffen wir dich hier.

Kopenhagen und Leipzig,
bey Andreas Nitschke, 1793.



BIBLIOTHECA REGIA HAFNIENSIS

Vorrede
des Herausgebers.

Das Manuscript von der gegenwärtigen Lebensbeschreibung fiel mir von ungefähr in die Hände. Ich glaubte, daß die Bekanntmachung desselben das Publikum einigermaßen interessiren könnte. Aus Achtung für dieses muste ich jenes aber ganz umarbeiten, da der Stil eines Theils unverständlich war, und an-

dern Theils viele Geschichten darin aufstießen, die entweder unglaublich waren, oder auch für den Leser in gewissem Betracht beleidigend seyn konnten, daher ich sie weggelassen habe. Man wird freilich noch hie und da einige Erzählungen finden, an deren Glaubwürdigkeit billig zu zweifeln ist, die aber mit der ganzen Geschichte so sehr zusammenhängen, daß ich sie, ohne Lücken zu lassen, nicht übergehen konnte. Diese muß ich der Beurtheilung des Lesers anheim stellen, so wie auch dessen Nachsicht mir erbitten, wenn Stil und Ausarbeitung der Erwartung bei Ansicht des Buchs nicht entspre-

chen

chen sollten. Die Kürze des mir zur Herausgabe desselben bestimmten Termins und andere Geschäfte machten es mir unmöglich, den besten Fleis darauf verwenden zu können, und diese Ursachen lassen mich Entschuldigung hoffen. Die Ordnung und Deutlichkeit im Ausdruck habe ich mir möglichst angelegen seyn lassen, und diese glaube ich, sind die wichtigsten Stücke, worauf ein historischer Schriftsteller sein vorzügliches Augenmerk zu richten hat, wenn er für den Leser nützlich seyn will. — Ob die angegebenen Namen der Personen und Oerter so ganz ihre Richtigkeit haben, dafür

kann ich ebenfalls nicht bürgen. Uebrigens muß ich noch nachrichtlich hinzufügen, daß der Held dieser Geschichte, die nicht bis an sein Lebensende gehen konnte, weil er selbst erzält, in der Sklaverei zu Kopenhagen, wie man leicht denken kann, in den elendesten Umständen gestorben ist.

Im Januar 1793.

Inhalt.

Inhalt.

Erstes Kapitel.

Meine Geburt und Erziehung S. 1

Zweites Kapitel.

Meine erste Reise in die Welt 6

Drittes Kapitel.

Reise nach Halle 8

Viertes Kapitel.

Anfang meiner academischen Laufbahn 11

Inhalt.

Fünftes Kapitel.

Tod meines Vaters. Erbschaft. Rückreise nach Halle S. 15

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung meines akademischen Lebens in Halle 17

Siebentes Kapitel.

Aufenthalt in Frankfurt an der Oder 19

Achtes Kapitel.

Ankunft in Berlin. Veränderung meines Standes 28

Neuntes Kapitel.

Desertion. Mecklenburg. Informatordienst 31

Zehntes Kapitel.

Zwote Reise nach Berlin, wo ich wieder Soldat werden muß. Verurtheilung zum Tode. Sklaverei 35

Eilf-

Inhalt.

Eilftes Kapitel.

Befreiung aus der Sklaverei. Rückkehr nach Berlin S. 41

Zwölftes Kapitel.

Zwote Desertion nach Mecklenburg. Militairdienste daselbst. Tod meines Lottchens 44

Dreizehntes Kapitel.

Flucht aus Mecklenburg nach Berlin. Stettin. Verurtheilung zur Arquebusade. Pardon 48

Vierzehntes Kapitel.

Spizbübereien. Desertion. Ertappung 53

Funfzehntes Kapitel.

Händel. Strafe. Versetzung bei einem andern Regiment. Füselier. Werbung 57

Sechszehntes Kapitel.

Magdeburg. Schatzgraben, eine fast unglaubliche Geschichte, die mir nicht wohl bekam. 60

Sie-

Inhalt.

Siebenzehntes Kapitel.

Schlesien. Bataille bei Molwiz. Friede. Diebstahl. Revüe. Abermalige Verurtheilung zum Tode. Pardon S. 64

Achtzehntes Kapitel.

Marsch nach Breslau. Feldzug. Berlin. Besuch bei meiner Schwester 70

Neunzehntes Kapitel.

Potsdam. Nativitätstellen 72

Zwanzigstes Kapitel.

Fernere Wahrsagungen. Freilich keine übernatürliche 77

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Entdeckung eines sonderbaren Diebstahls 81

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Mein vermeinter Tod. Genesung. Sonderbarer Traum 84

Drei

Inhalt.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Unterredung mit dem Könige. Tod meines Liesgens S. 90

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Marsch über Berlin, Stettin nach Königsberg 93

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Eine ganz natürliche Wahrsagung 96

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Unglückliche Wahrsagungen. Auch eine glückliche. Zwote Verheirathung 100

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Unglückliche Ehe. Dreimonathlicher Festungsbau 104

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Abschied aus Preußischen Diensten. Landesverweisung 107

Inhalt.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Zigeunerbande S. 110

Dreißigstes Kapitel.

Reise nach Kopenhagen. Dänischer Kriegsdienst. Diebereien 115

Ein und dreißigstes Kapitel.

Fernere Diebstähle. Die Geschichte nahet sich ihrem Ende 118

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Schluß der Geschichte 121

Erstes Kapitel.

Meine Geburt und Erziehung.

Gemeiniglich pflegt man dasjenige, was einem Menschen wiederfährt, es mag nun erfreulich oder widrig seyn, einem gewissen Ohngefähr, welches man Glück oder Unglück nennt, zuzuschreiben. Daß aber ein auch vernünftiger Mensch sich durch seine eigene Schuld ins Unglück stürzen könne, lehrt die tägliche Erfahrung, und ich selbst bin ein lebendiger Zeuge davon, wie meine Geschichte beweisen wird. — Ich erblickte das Licht der Welt im Jahr 1709. Mein Vater war Königl. Preußischer Hofrath zu H. Er sowohl als meine Mutter stammten aus vornehmer Familie ab. Gleich nach meiner Geburt trug sich ein besonderer Vorfall mit mir zu. Da ich nach dem reformirten Taufritu von dem Prediger über das Taufbecken gehalten werden sollte, lies derselbe mich unversehens aus den Händen glitschen, so daß ich mit dem Kopf ins Taufbecken fiel. Dieses hielten einige für eine

gewisse Vorbedeutung und wollten daraus einen einstweiligen Hang zum Trunk bei mir prophezeihen, womit meine Geschwister mich nachher ziemlich neckten. Freilich wird meine fernere Geschichte lehren, daß das Laster der Trunkenheit, dem ich mich nachher ergeben, die Wurzel meines übrigen Unglücks geworden ist. Ob aber der bei der Taufe sich ereignete Vorfall dahin auszudeuten sey, oder Einfluß darauf gehabt haben sollte, überlasse ich andern zur Beurtheilung. — Meine Mutter hatte neun Kinder zur Welt gebracht, und sie auch alle bis auf mich gesäugt. Man übergab mich einer Amme. Diese blieb, nachdem sie mich entwöhnt hatte, nachher noch zwölf Jahre als Kinderfrau im Dienste meiner Eltern, und hegte beständig eine gleichsam mütterliche Neigung zu mir. Bei meinen zunehmenden Jahren sparten meine Eltern weder Mühe noch Kosten, um mir die Grundsätze der christlichen Religion und der Tugend beizubringen. Von meinem siebenten Jahre an wurde mir und zween meiner ältern Brüder ein Informator gehalten. Die dem Menschen angebohrne Neigung zum Bösen äußerte sich auch bei mir schon in der zartesten Kindheit, und bei zunehmenden Alter brach sie immer stärker aus. Mein Lehrer, der alles unartige und wilde Wesen zu hemmen und mich zum Fleisse, zur Tugend und zu guten Sitten anzuhalten verpflichtet war, suchte, wenn Bitten oder Beschimpfungen nichts fruchten wollten, solches mit Schärfe

se zu bestrafen. Meine Mutter aber sowol als die Kinderfrau beklagten mich alsdenn, wenn ich über die erhaltene Züchtigung weinte, und so klein ich war, so bemerkte ich doch bald diesen Schutz, dessen ich mich zu erfreuen hatte, und im Nothfall mich bedienen konnte. Wenn daher mein Lehrer mich nur zornig ansah oder mit dem Stock drohete, so schrie ich als wenn das Haus in Flammen stünde, da denn meine gewesene Amme zu meiner Hülfe herbeieilete und jenen bei meiner Mutter anklagte. Aus dieser Ursache lebte diese mit dem Hauslehrer beständig in Uneinigkeit und wußte es unter allerlei Vorwand bey meinem Vater — dem seine vielen Geschäfte bey der Regierungskammer nicht erlaubten, für meine Erziehung die gehörige Sorgfalt selbst zu tragen, — dahin zu bringen, daß der Lehrer aus dem Hause geschaft wurde. Daher ich oft in einem Jahre zwei bis drei Informatoren hatte. Derjenige, der mit meiner Unart durch die Finger sah und mich nicht nach Verdienst züchtigte, war bei meiner Mutter am besten gelitten, und blieb am längsten. Unter solchen hatte ich in meinem neunten Jahre einen, der, ausser den Informationsstunden, mich und meine Brüder zu körperlichen Uebungen anhielt und uns Kegel, Ball, Karten u. d. spielen lehrte, worauf ich mehr Aufmerksamkeit wendete, als auf Erlernung nützlicher Dinge. Wenn die Kinder unserer Verwandten uns bisweilen besuchten, so ergötzten wir uns mit Karten- und

andern Spielen, bis spät in die Nacht hinein, wobei die Eltern Zuschauer abgaben und ihr Vergnügen darüber bezeugten. Bisweilen erhielt ich auch etwas Geld zum Spiel von meinen Eltern, welche glaubten, daraus die Gesinnungen und Leidenschaften am besten beurtheilen zu können. Allein dadurch wurde der Hang zum Spiel bei mir gestärkt, wozu noch die Liebe zur Pracht in der Kleidung kam, die meine Mutter ebenfalls auf alle Weise zu befriedigen suchte, und mich bald mit einer Uhr, bald mit einer Dose oder Degen u. d. beschenkte. Bis in mein vierzehntes Jahr hatte ich nur Hausinformatoren, unter welchen der letzte ein liederlicher und dem Trunk ergebener Mensch war, mit dem ich und meine Brüder nur Spötterei trieben, und in Wissenschaften nichts thaten. Meine Eltern verabschiedeten bald diesen Menschen, und beschlossen, mich in die große Dohmschule zu senden, wo ich in der ersten Classe meinen Sitz bekam. Dies wurde für mich der Grund zu meinem nachherigen Unglück. Ich war jetzt wenig zu Hause und keiner scharfen Aufsicht mehr unterworfen. Die Folge davon war, daß ich ausser den Schulstunden, die ich noch anfangs besuchte, nachher aber oft versäumte, die Zeit mit Spielen aller Art und fast immer in schlechter Gesellschaft zubrachte. Da ich gemeiniglich mein Geld oder was ich sonsten an Geldes statt hatte, verspielte, so zwang meine Neigung zum Spiel mich, auf irgend eine Weise diesem Geldmangel abzuhelfen,

fen, und oft leerte ich die Taschen meiner Eltern aus, wenn sie schliefen. — Der Umgang mit dem Gesinde in unserm Hause hatte auch für mich die verderblichsten Folgen. Ein Liebeshandel unsers Kutschers mit der Amme bei meiner jüngsten Schwester, dem ich von ungefähr, doch aber unbemerkt zusah, bewirkte eine erstaunliche Begierde bei mir, eben eine solche That auszuüben. Die Umstände kamen meinem Wunsche zu statten. Die Amme, der ich das gesehene entdeckte und die befürchtete, daß ich meinem Vater dieses erzälen möchte, wollte mich erst mit Geld zur Verschwiegenheit erkaufen. Ich nahm dies freilich an, allein damit war meine Begierde, in die Fusstapfen des Kutschers zu treten, nicht gestillet. Endlich gelang es mir, meinen Wunsch zu befriedigen, und die Amme erlaubte mir die Rechte, die jener schon lange genossen hatte. Ich war damals funfzehn Jahr alt. Ein früher Anfang auf dem Wege zum Laster. Einst ertapte mein Vater mich auf der That, und ich wurde nach Verdienst dafür gezüchtiget. Dies aber besserte mich nicht. Ich sann vielmehr auf alle mögliche Mittel, meinen Leidenschaften nachhängen zu können. Und die Gelegenheit dazu war stets vor der Thür. Dem Bruder meines Vaters, der sich als Gast bei uns aufhielt, hatte ich schon öfterer einige Thaler entwendet, und da ich einmal des Abends im Finstern zu eben dieser Verrichtung mich einstellte, wäre ich beinahe von ihm mit dem Degen

durchbohrt worden, indem er sich nicht vorstellte, daß ich der Dieb seyn könnte. Genug, die ganze Sache wurde entdeckt, und verursachte meine Entfernung aus dem Hause, noch ehe der Vater den Vorfall erfuhr.

Zweites Kapitel.

Meine erste Reise in die Welt.

Ich wurde nach B. zu meiner Großmutter väterlicher Seite gebracht, und dem dortigen Rector zur Aufsicht und Unterricht anvertraut. Zugleich muste ich täglich zwei Stunden bey dem reformirten Oberpfarrer besuchen, um die nächsten Ostern zur Confirmation gehen zu können. Der Pfarrer war von Geburt ein Engländer, und gehörte zur Secte derer, die eine absolute Gnadenwahl behaupten. Von den aus dieser Lehre folgenden Grundsätzen wurde mein ganzer Kopf angefüllt, und bey zunehmenden Jahren schlugen sie immer tiefere Wurzel bei mir, so daß ich zuletzt ganz von dieser unseligen Lehre eingenommen wurde. Dabei vergas ich aber auch nicht meinen Neigungen zu allen möglichen Lastern wiederum nachzuhängen. So oft sich nur Gelegenheit dazu darbot, oder es nur möglich war, so lies ich sie nicht ungenutzt

genutzt vorbei gehen. Geld wurde mir jetzt nicht gegeben, und dies war doch zum Spiel unumgänglich nothwendig. Ich muste also auf Mittel sinnen, dies herbei zu schaffen. Ein Nachschlüssel, den ich mir zum Geldkasten meiner Großmutter machen lies, half mir aus aller Verlegenheit. Nun konnte ich meine Hauptleidenschaften, Spiel und Trunk befriedigen. Fünf meiner Schulkameraden, ungefähr von gleichem Schlage mit mir, waren stets meine Begleiter. Wir schwelgten ganze Nächte hindurch, bis endlich eine Uneinigkeit unter uns, die in Thätlichkeiten ausbrach, diesem Unfug auf einmal ein Ende machte. Meine Lügen befreieten mich indessen von der verdienten Strafe. Obgleich ich in Zeit von einem halben Jahr wohl gegen zweihundert Thaler meiner Großmutter entwendet hatte, die den Thäter bisher noch nicht hatte ausfindig machen können, — denn auf mich fiel nie der geringste Verdacht, — so machte ich sie doch bei dieser Gelegenheit glaubend, daß ich immer auf Kosten anderer, und besonders meiner Mitschüler gelebet habe. Nun aber ereignete sich ein Vorfall, der mich auch hier in meiner Blöße zeigte. Ein Liebeshandel mit der Tochter eines banquerotirten Kaufmanns gab dazu Anlaß. Unter andern Geschenken, die ich ihr bisher gemacht, hatte ich einige Ellen brabantischer Cattons für acht und zwanzig Thaler gekauft, und diese ebenfalls für sie bestimmt. Nur war noch nicht Gelegenheit gewesen, ihr dieselben überbringen zu kön-

nen, und ich steckte sie bis dahin bei mir in der Tasche. Inzwischen hatte jemand meinen Handel gesehen, und meine Großmutter gleich davon benachrichtiget. Von diesem allem nicht das geringste argwöhnend, trat ich ins Haus, wurde auf der Stelle ertapt, und muste alles gestehen. Um sich jedoch dem Gerede der Stadt nicht auszusetzen, verschmerzte meine Großmutter ihren Verlust, und gab nicht einmal meinem Vater Nachricht von dem ganzen Vorfall. Inzwischen wurde ich aus dem Hause geschaft, mit dem Bedeuten, nie die Schwelle wieder zu betreten. Man eilete mit meiner Confirmation, welche nach vierzehn Tagen in Gegenwart zweier Zeugen auf der Stube geschah, und so muste ich eine neue Reise antreten. Kaum war ich damals sechzehn Jahr alt.

Drittes Kapitel.

Reise nach Halle.

Der jüngste Bruder meines Vaters, der in meinem bisherigen Aufenthaltsorte ebenfalls wohnte, brachte mich nach Halle aufs Paedagogium regium, wohin mein Vater schon im voraus mich bestimmt hatte. Nach ausgestandenem gewöhnlichen Examen wurde mir ein Platz in der ersten secun-

secunda angewiesen. Die bey diesem Institut angesetzten Lehrer waren Muster von Gelehrsamkeit, erprobter Rechtschaffenheit und untadelhaftem Wandel. Ueberhaupt war die Einrichtung bei dieser Lehranstalt für die studierende Jugend ganz vortreflich. Nie sah ich mehrere Beispiele von wahrer Gottesfurcht und Tugend als hier, und diese würkten auch so stark auf mich, daß ich ein ganz anderer Mensch wurde. An Gelegenheit zu Lastern, die mir schon zur andern Natur geworden waren, fehlte es mir ganz. Bei diesen Umständen war also wirklich Hofnung zu meiner vollkommenen Besserung da. Sechs Wochen nach meiner Ankunft fiel ich in eine schwere Krankheit. Meine Jugend und mein starker Körper halfen mir dieselbe bald glücklich überwinden. Nun faßte ich den festesten Entschluß, mit möglichstem Fleis den Wissenschaften mich zu widmen, die Laster zu fliehen, und ein nützlicher Bürger des Staats zu werden. Ich machte auch wirklich merkliche Fortschritte, und erwarb mir dadurch die Liebe und den Beifall meiner Lehrer. Nach Verlauf eines halben Jahres wurde ich in primam versetzt, worin ich ausser der lateinischen auch die orientalischen Sprachen trieb. Da ich von Jugend an Lust zum medicinischen Studio gehabt hatte, so wohnte ich auch dem Unterricht in der Botanik und Anatomie bei. Mein Vater, dem die Lehrer die besten Zeugnisse von mir gegeben hatten, besuchte mich, verzieh mir meine vorigen Fehltritte, und bezeugte

seine herzliche Freude über meine Besserung und Fleis. Er erhöhete auch mein Wochengeld. Nun wäre beinahe mein guter Vorsatz zertrümmert. Das mehrere Geld erweckte bei mir die Neigung zu Ausschweifungen wieder, und nur die strenge Aufsicht und Mangel an Gelegenheit machten daß ich nicht in die vorigen Laster verfiel. Ich wendete das Geld inzwischen zur bessern Pflege meines Leibes an. Im Jahr 1727 starb mein Großvater mütterlicher Seite. Dieser hatte in seinem Testament dem seiner Erben dreihundert Thaler voraus vermacht, der Theologie studieren würde. Er war aus geistlichem Stamme entsprossen und wünschte, einen seiner Nachkommen in diesen Stand versetzt zu sehen, da die meisten derselben die rechtliche Bahn betreten hatten. Das Eindringen meiner Verwandten und die ausgesetzte Summe bewirkten in mir den Entschluß, mich der Gottesgelehrsamkeit zu widmen, und die Medicin wurde verabschiedigt. Mit Ernst legte ich mich jetzt auf die griechische und hebräische Sprache, wurde in selectam versetzt, und bald nachher als Bürger bei dortiger Universität aufgenommen. Dies geschah im Jahr 1727.

Vier-

Viertes Kapitel.

Anfang meiner academischen Laufbahn.

Der strengsten Aufsicht und dem größten Zwange bisher unterworfen, trat ich jetzt in den Stand der gränzenlosesten Freiheit. Dieser Uebergang bringt in dem Charakter eines jeden Menschen eine erstaunliche Veränderung hervor, und hat auf sein nachheriges Verhalten und Schicksal einen merklichen, unaufhaltbaren Einfluß. Misbrauch der Freiheit bewürkt seinen gänzlichen Untergang. — Ich kam nun in eine ganz neue Welt, wo sich mir tausend Gelegenheiten darboten, meine Leidenschaften zu befriedigen. Eine jährliche Einnahme von sechshundert Thalern, die mein Vater mir bestimmt hatte, setzte mich vollkommen in den Stand, außer den nothwendigen Bedürfnissen auch etwas ansehnliches auf Ergötzlichkeiten verwenden zu können. Ich machte Bekanntschaft mit vielen Studierenden, und noch mehrere drängten sich an mich, da sie meine guten Umstände erfuhren. So wurde ich unvermerkt in den Strom neuer Ausschweifungen und vieler Thorheiten hingerissen. An den Professor Franke war ich vorzüglich empfolen, der auch den Ankauf theologischer Bücher für mich besorgt hatte. Beim Ausbleiben meines Wechsels einstens über die gewöhnliche Zeit musten sie aufs Leihhaus wandern, weil ich Geld

zu einem Schmause bedurfte. Während dieses Festes überraschte mein Vater mich, und würde unstreitig sehr aufgebracht worden seyn, wenn nicht das Vivatrufen der Gesellschaft dem Ausbruch seines Zornes zuvorgekommen wäre, welches ihn völlig besänftigte. Mit Musik begleiteten wir ihn nach seinem Logis. Bei dem Besuche, den er mir am folgenden Morgen machte, entdeckte er den Verlust meiner Bücher, an deren Stelle er mit Papier beklebte Mauersteine, auf deren Rücken freilich Titel standen, fand, die ich dahin gesetzt hatte, damit die vielen Lücken ihm nicht auffallen sollten. Ueber diesen Betrug, den ich ihm spielen wollte, wurde er äußerst erbittert. Nur auf das Zureden meines Stubenburschen begab er sich zur Ruhe, die Bücher wurden eingelöst, und ich kam mit einem derben Verweis davon, den ich aber bald verschmerzte. Sein ganzer Aufenthalt dauerte drei Tage. Einige Wochen nachher gerieth ich mit einem meiner besten Freunde übers Billiardspiel in einen Duell, der meinem Leben bald ein Ende gemacht hätte. Ich bekam einen Stoß durch den Hals und die Zunge, und beinahe wäre die Gurgel abgeschnitten. Der Regimentschirurgus vom Dessauischen Regiment that den ersten Verband, und erst nach sechs Monaten wurde ich geheilet und konnte sprechen. Mein Gegner hatte sich gleich nach dem Fall aus dem Staube gemacht, weil er mich todt glaubte. Da mein Vater von diesem Vorfall Nachricht erhielt, lobte er mich

wegen

wegen bewiesenen Muths und Vertheidigung meiner Ehre. Ich fühlte aber selbst am besten, wie viel dieses mich gekostet. Die öffentlichen Vorlesungen besuchte ich wenig, die privaten fleißiger. Um das Versäumnis jener einzuholen, lies ich von armen Studenten die von ihnen gesammelten Hefte abschreiben, und las sie für mich durch. — Folgender Vorfall machte indessen in meinem Studieren eine gewaltige Zerrüttung. Unter einer Menge Bücher, die ich auf einer Auction in Bausch und Bogen erhandelte, befand sich ein vermuthlich von einem Jesuitermönch in lateinischer Sprache geschriebenes, mit dem Titel: Magnus Christophorus. Dieses Buch war voller Charaktere, welches mich nur desto neugieriger machte, sie auflösen, und so hinter die darin liegenden Geheimnisse kommen zu können. Gleich beim Nachschlagen fiel mir das sechste Kapitel auf, wovon der Inhalt war: wie man einen und denselben Thaler so oft verwechseln und verkaufen könne, als man wolle, so daß er nach geschehenem Verkauf gleich wieder im Besitz des Eigenthümers käme. Zugleich wurde die Verfahrungsmethode dabei angezeigt. Ich lachte anfangs über die Dummheit des Verfassers, und konnte mich, wie auch ganz natürlich ist, von der Möglichkeit, jenes Experiment zur Wirklichkeit zu bringen, nicht überzeugen. Mein Stubenbursche hingegen, ein Pole und katholischer Religion, schwur steif und fest, daß dies Mittel bewährt sey, wenn die in diesem Buche gegebene Vorschrift

schrift genau befolgt würde. Endlich lies ich mich von ihm überreden, dies Gewerbe zu practisiren, und — ich übergehe die vorgeschriebenen Beschwörungen, Formeln u. s. w. weil ein jeder sie lächerlich und ungereimt finden wird, — die dabei erforderliche Behendigkeit, die mir immer eigen war, machte, daß der eine Thaler mir viele hundert einbrachte. Auf diese Weise lebte ich auf Kosten anderer, stets im Ueberflus, ungefähr zwei Jahre, und — ans Studieren wurde gar nicht gedacht. Ein Versuch indessen, den ich mit dem Thaler bei einem Conditor auf die gewöhnliche Weise machen wollte, misglückte; indem dieser durch ein geschicktes Gegenmanöver meinen Anschlag vereitelte, und dadurch die Quelle, aus der ich bisher so reichlich geschöpft hatte, auf einmal verstopfte. Nun sollte ich meine Bedürfnisse wiederum nach dem einschränken, was mir vom Hause gesandt wurde. An alle Arten von Ausschweifungen gewöhnt, konnte eine ordentliche Lebensart mir nicht gefallen. In Wollüsten berauscht, empfand ich nicht die nachtheiligen Folgen davon für meinen Körper, die bei einem Stillstande hingegen sich nur gar zu deutlich spüren ließen. Oft gelobte ich mir selbst Besserung, aber noch öfterer brach ich dieses Gelübde. Indem ich so zwischen beiden schwankte, rief mich ein unerwarteter Zufall auf einige Zeit von Halle ab.

Fünftes Kapitel.

Tod meines Vaters. Erbschaft. Rückreise nach Halle.

Ich erhielt Nachricht von einer tödtlichen Krankheit meines Vaters. Es waren gerade Ferien bei der Universität, und nach geschehener Beurlaubung vom Rector und den Professoren eilete ich nach Hause. Drei Tage nach meiner Ankunft verstarb mein Vater im 58sten Jahre seines Alters, mit dem ruhigen Bewußtseyn, rechtschaffen, edel und gut gehandelt zu haben. Dieses Lob gaben ihm auch alle die ihn kannten. Eine Stunde vor seinem Absterben lies er alle seine Kinder, an der Zahl achte, vor sich kommen, und nach geschehenen Ermahnungen und Aufmunterungen zu einem tugendhaften Wandel, wobei er uns zugleich auf sein Beispiel hinwies, ertheilte er uns den letzten väterlichen Segen. Mich redete er unter allen recht ernsthaft an, und sagte: Mein Sohn, du hast in meinem Leben mir viel Herzeleid gemacht. Du bist der ungerathenste von allen. Bessere dich nun, betrübe deine Mutter nicht mehr nach meinem Tode, und laß nicht jenen Fluch beim Sirach dich treffen. Versprich mir jetzt feierlich in Gegenwart deiner Geschwister mit Herz und Mund, deine bisherige Lebensart zu ändern, dem Wege der Tugend nach-

nachzuwandeln, die Religion zu ehren, und aus allen Kräften dich dem künftigen Dienste des Staats als ein nützliches Mitglied desselben zu widmen. Hiebei rollten ihm die Thränen stromweise von den Wangen herab. Rührend war diese Scene, und wem muß beim Anblick eines sterbenden Vaters das Herz nicht bluten. Ein so verstockter Böse-wicht war ich noch nicht, um bei diesem Auftritt nicht bis ins Innerste gerührt zu werden. Ich ver-sprach alles, würklich mit dem ernsthaften Vorsatz, es zu halten. Aber, ich Unglücklicher, mit mei-nem Vater wurde auch dieser Vorsatz zu Grabe ge-tragen. Alle die mir gegebenen Lehren und Ermah-nungen wurden bald vergessen, und ich dachte jetzt nur an — die Erbschaft. — Sechs Wochen nach dem Tode meines Vaters wurde sein Testament geöfnet. Wir Kinder erbten zu gleichen Theilen, und unse-re Mutter ward zum Vormund für uns bestellt. Mein Antheil betrug drei tausend Thaler. Ich suchte indessen an Geld und Kostbarkeiten an mich zu bringen, was ich konnte, und so betrog ich Mutter und Geschwister. Jene hatte ausserdem nach ihrem Vater ein großes Gut von achtzig tausend Thalern angenommen, doch muste sie ih-ren zwei Brüdern den ihnen gebührenden Antheil herausgeben. Ich als Mutterſöhnchen benutzte ihren Reichthum auf die beste Weise, und freuete mich schon im voraus auf die edle Anwendung des-selben, in Gesellschaft meiner Freunde in Halle.

Nach

Nach einem zehnwöchentlichen Aufenthalt reiste ich mit gespickter Börse und vollen Coffren dahin zurück.

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung meines academischen Lebens in Halle.

Der Anfang meiner jetzigen Lebensart war eben so beschaffen, wie ich sie bei meiner Abreise beendiget hatte. Statt Leidensbezeugungen überhäuften meine Gesellschafter mich mit Glückwünschen. Die ersten acht Tage wurden in frohem Jubel zugebracht. Der Ruf meines Reichthums lockte immer mehrere herbei, und meine Bekanntschaft wurde ausgebreiteter. In Leipzig war jetzt Ostermesse, und ein Spazierritt dahin angestellt. Wir machten uns den Aufenthalt daselbst so angenehm als möglich, und erwarben uns viele Freunde. Ich spielte vorzüglich eine glänzende Figur. Meine Kleidung und mein ganzer Anzug gaben dem eines Leipziger Stuzers nichts nach. Hiezu kam meine äußerliche Bildung, die viel empfehlendes hatte. Ich muste also bei den Leipziger Damen Glück machen. So kurz mein dortiger Aufenthalt auch war, so hatte ich mir doch schon Zugang in

verschiedene Häuser erworben. Noch vergesse ich nicht die angenehmen Stunden, die ich bei der Frau des Kaufmanns M — zubrachte. Er war ein ziemlich bejahrter Mann, und sie eine junge blühende Schönheit. Beim Abschied beschenkte sie mich mit einer goldenen Dose. Ich übergehe andere Liebeshändel die mir weniger wichtig waren. Die Messe war ansehnlich und ein erstaunender Zufluß von Fremden. Der Kaufmann ist da sehr geachtet. Er giebt den herrschenden Ton an. Der Musensohn hingegen lebt ziemlich unbekannt und ungeschätzt, und kann ohne Vermögen, dem Kaufmann nicht gleich kommen. Ausser der Meßzeit muß daher der Aufenthalt in Leipzig nicht reizend seyn, wenn nicht besondere Verbindungen den Studierenden daselbst fesseln. Nach Verlauf einiger Tage reisete ich und meine Gesellschafter wiederum nach Halle. Jetzt hatte ich drei Jahre hieselbst zugebracht. Ausser den morgenländischen Sprachen, der Philosophie und Mathematik hatte ich im eigentlichen theologischen Fache nichts gethan, und konnte auch als reformirter Theolog den practischen Theil der Theologie nicht erlernen. Ich muste also eine andere Akademie wählen. Mein Onkel empfahl mir zu dem Ende Frankfurt an der Oder. Ungern verlies ich Halle, das mir wegen meiner Freunde, meiner Liebschaften so werth geworden war. Nur die Folge der Zeit hat mir das Andenken an diesen Ort, die Quelle meines nachherigen

rigen Unglücks, verbittert. Ostern 1729. reiste ich von hier ab.

Siebentes Kapitel.

Aufenthalt in Frankfurt an der Oder.

Mein Vermögen war bei dem Aufwand, den ich in Halle gemacht, ziemlich geschmolzen. Ungefähr drei hundert Thaler jährlicher Einkünfte hatte ich noch übrig. Damit konnte ich keine große Figur spielen. Ein naher Anverwandter von mir war Professor Theologiä hieselbst. Bei diesem erhielt ich freie Kost und Wohnung. In dem ersten Vierteljahre lebte ich still und eingezogen, und lies das Studium der Theologie meine Hauptbeschäftigung seyn. Nachher aber gerieth ich leider in schlechte Gesellschaften, deren es aller Orten, vorzüglich aber auf Akademien giebt, und fieng meine ehemalige Lebensart in Halle wieder an. Zu dieser waren meine gewöhnlichen Einkünfte bei weitem nicht hinreichend. Um diesen Mangel zu ersetzen, musten meine Kostbarkeiten, als Uhr, Dose, Silberzeug u. d. bei Juden und Christen verpfändet werden. Doch auch diese Quelle versiegte bald. Zudem muste ich suchen vor meinem Vetter den Mangel dieser Sachen bei mir zu verhehlen, weil

er bis hieher immer eine gute Meinung in Hinsicht meiner gehegt hatte. Wie sollte ich aber die Neigung zu Ausschweifungen befriedigen? Ich schafte mir bald Rath, und — ergrif mein altes Handwerk. Es war mir leicht, die Schlüssel zur Geldschatoulle meines Vetters zu erhalten, und nun wurde diese oft mein Zufluchtsort bei dringenden Umständen. Die Einlösung der verpfändeten Sachen besorgte ich zuerst, um meinem Vetter gerade unter die Augen treten zu können. Den Diebstahl hatte er noch nicht gemerkt. Endlich machte ich es zu grob. Er vermißte gegen fünfhundert Dukaten, die ich so nach und nach verbraucht hatte. Auf mich als einen Theologen und äußerlich gesitteten Menschen, der noch dazu mit ihm verwandt war, fiel kein Verdacht. Das Gesinde aber, und besonders ein alter Bedienter, dem ich einige Dukaten in die Taschen gespielet hatte, die man bei Durchsuchung daselbst fand, litten sehr darunter, welches mich bei aller meiner Bosheit doch schmerzte. Zuletzt wurde ich verrathen und die vielen Geschichtgen, die meinem Vetter von den Streichen und Ränken, die ich gespielet, hinterbracht wurden, bestärkten ihn in seinen Muthmaßungen. Anfangs schlug er den Weg der Lehren und Ermahnungen zu meiner Besserung ein. Als diese aber nichts fruchten wollten, verbot er mir sein Haus. Ich muste also eine andere Wohnung suchen, die ich bei einem guten Freunde erhielt, der Medicin studirte, und im Anatomischen Hause frei wohnte.

Hier

Hier erlebte ich einen besondern Auftritt. Unser Zimmer stieß nächst an dasjenige, wo die todten Körper zergliedert wurden. Eine Kindermörderin, an welcher die Strafe des Säckens vollzogen worden, ward darauf an die anatomische Kammer geliefert, wie es mit dergleichen Verbrechern vermöge einer Königl Verordnung geschehen sollte. Noch war folgende Ceremonie damit verbunden. Der Professor der Anatomie mit den Studiosis Medicinä näherte sich dem todten Körper, und drückte demselben mit einer Oblate das Königl. Insiegel an der Stirne mit den Worten: Im Namen Sr. Königl. Majestät und der hiesigen medicinischen Fakultät mache ich diesen Körper, der in Schinders Händen gewesen, wiederum ehrlich; worauf die Studenten den Körper anfaßten und auf die Anatomie brachten. Der Professor gab den Studenten darauf einen Schmaus, wie auch diesmal und zwar auf meiner Stube geschah. Es wurde bis spät in die Nacht geschwärmt, und die Studenten brachten nachher dem Professor ein Vivat. Ich konnte sie nicht mit begleiten, weil die Rose am Fuß verursachte, daß ich das Bette hüten muste. Mein Stubenbursche blieb bei mir zur Gesellschaft. Wie alles um uns her stille war, hörten wir in der Anatomiekammer ein großes Geraſſel unter den da befindlichen Skelets. Wir glaubten es spukte. Das Geräusche wurde immer stärker und näherte sich der Stubenthür. Mein Stubenbursche nahm das Reisaus, und nur meine Krankheit erlaubte mir

nicht, bei aller meiner sonstigen Herzhaftigkeit ihm zu folgen. Hilf Himmel! wie wurde mir zu Muthe. Die Thüre wurde eröfnet, und die Mörderin trat ganz nackend und ohne ein Wort zu sagen, zu mir herein. Ich redete sie an, aber erhielt keine Antwort. Ich schrie und rief auf meinen Stubenburschen, aber der war über alle Berge. Endlich kam der Aufwärter dazu, und erschreckte sich nicht wenig bei diesem Anblick. Ach, ich Sünderin, stieß sie mit einem großen Seufzer aus, ach, Gott! wo bin ich! Wie ist mir geschehen. Wie sanft schlief ich nicht ein, als man mich ins Meer senkte! Welche himmlische Freude genos ich nicht schon in jener Welt! Warum beraubt man mich dieser Seligkeit! Bin ich nicht meines Verbrechens wegen mit dem Tode bestraft worden? Hiebei flossen ihr die Thränen Stromweise vom Gesichte herab. Ich konnte vor Schrecken kein Wort herausbringen. Unbegreiflich war es mir, wie sie wieder ins Leben gekommen. Noch hielt ich sie immer für ein Gespenst. Die Frau und Kinder des Aufwärters, wie auch mein Stubenbursche, die indessen herbei gekommen waren, wusten vor Erstaunen nicht was sie sagen sollten. Endlich ermannten wir uns. Ich lies ihr eins von meinen Hemden geben und meinen Schlafrock anlegen. Sie aß etwas kalten Braten und Semmel, indem sie sehr hungrig war. Dieser Vorfall wurde gleich darauf an den Rector der Universität und den Professor der Anatomie gemeldet, welche auch so bald mit

mehre-

mehreren Leuten herbeieileten. Die Mörderin wurde auf Befehl des Professors dem Aufwärter übergeben, mit dem Bedeuten, so lange da zu verbleiben, bis eine weitere Verfügung vom Stadtmagistrate getroffen würde. Dieser lies sie Tages darauf nach ihrem vorigen Gefängnisse abführen. Sie war nicht lange genug unterm Wasser gewesen, um erstickt zu werden. Bei der vielen Bewegung, die sie während dem Transportiren nach der Anatomie erlitten, hatte sie vieles Wasser von sich gegeben, und bei der Wärme auf der Kammer selbst hatte sie sich nach und nach erholt und war wieder lebendig geworden. Weil sie nun ihre Strafe einmal ausgestanden, und einem Zufall die Rückkehr ins Leben zu verdanken hatte, so wurde sie begnadiget, und ihr Zeitlebens ein Platz in einem Hospital angewiesen. Der Scharfrichter aber, der sich einer Nachläßigkeit bey gehöriger Vollziehung der Strafe nicht entledigen konnte, wurde zu einer Geldstrafe von dreihundert Thalern, und seine beiden Knechte zum Staupbesen und Landesverweisung verurtheilet. — Ein anderer Vorfall, der mich auf diesem Zimmer traf, hätte mir beinahe das Leben gekostet, obgleich es nur ein Streich war, den mein Stubenbursche mit zwei andern Studenten mir spielte. Ein decollirter Soldat vom Schwerinschen Regiment war ebenfalls auf die Anatomiekammer gebracht worden. Am Tage der Execution waren wir in Küstrin gewesen und lebten des Abends nach geschehener Rückkunft mit

einander lustig. Unter andern Materien kam man auch auf die Lehre von Gespenstern. Ich als ein reformirter Prädestinante hatte sie beständig geleugnet. Meine Mitbrüder aber behaupteten, daß ich sie schon glauben und vor ihnen fliehen würde, wenn z. E. der Soldat ohne Kopf vor mir erschiene. Ich lachte sie natürlicherweise aus. Inzwischen daß wir darüber sprachen, hatten sich einige unvermerkt davon geschlichen und den todten ohnköpfigten Körper in mein Bette gelegt. Nach geendigter Collation begab ich mich zu Hause und eilete müde und schläfrig ins Bett. Aber ach! wie erschrack ich, als ich im Bette über den eiskalten Körper hinfiel. Ich sank gleich in Ohnmacht. Meine vorigen Gesellschafter waren mir auf dem Fuße nachgefolgt, und hatten gelauert, wie diese Scene ablaufen würde. Als sie aber merkten, daß ich auf einmal so stille wurde, kamen sie auf meine Stube, und ließen mich so lange in Ohnmacht liegen, bis sie den Todten fortgeschaft hatten. Sie brachten mich darauf bald wieder zu mir selbst, und fragten mich, was mir fehle, was mir begegnet wäre. Ach! sagte ich, ich glaube Gespenster. Die Strafe meines Unglaubens ist an mir vollzogen. Der enthauptete Kerl war in meinem Bette, umfaßte mich beim Eintritt darin, und hielt mich ganz fest umschlungen, so daß ich mich nicht loswinden konnte. Ach! ich bin ein Kind des Todes! Die andern behaupteten, daß meine Einbildung mich hätte betriegen können, und wollten sich von

der

der Wirklichkeit dieser Begebenheit nicht überzeugen. Sie belachten mich, und besonders mein Stubenbursche, der mir meine Herzhaftigkeit, womit ich immer geprahlet hatte, vorwarf. Mir vergieng indessen das Lachen, und nach einigen Stunden fiel ich in ein hitziges Fieber, welches mich acht ganzer Tage in den Zustand der heftigsten Raserei versetzte. Endlich wider aller Aerzte Vermuthen brach die Krankheit sich, und ich genas. Erst lange nachher bin ich von der Art und Weise, wie dieses Bubenstück ausgeführt, unterrichtet worden. Mein Stubenbursche entdeckte mir es kurz vor seinem Absterben an einer tödtlichen Wunde, die er in einem Duell davon getragen. Nun sah ich deutlich ein, was die Einbildung bei einem Menschen bewürken könne. Die Furcht vor Gespenstern war verschwunden, und ich wurde in meinem Grundsatz von Nichtexistenz derselben fester als jemals. Nach überstandener Krankheit söhnte ich mich mit meinem Vetter aufs neue wieder aus. Er hielt mir meine bisherige Aufführung vor, prophezeiete mein künftiges Schicksal, wenn ich jene nicht ändern würde, und gab mir auf das liebreichste viele gute Ermahnungen und Lehren, die ich aber bald nachher in den Wind schlug. Ungefähr ein halbes Jahr lebte ich ziemlich eingezogen, und wurde wegen meines Kopfes und Fleißes bewundert. Bei verschiedenen öffentlichen Disputationen zeichnete ich mich bald als Präses, bald als Respondens und Opponens aus. Jetzt hatte ich meinen Cursum in den

theologischen Wissenschaften geendiget, und hielt bei dem Professor Jablonsky um die Erlaubnis an, zu predigen. Ich erhielt sie. Er gab mir einen Text auf, den ich mit allem Fleis bearbeitete, und bei der Ueberbringung zur Correctur lobte er meine Ausarbeitung über die maßen. Aus allen Kräften übte ich mich zu Hause im Predigen, um durch die erste Probepredigt mir Beifall zu erwerben. Zu mehrerer Sicherheit schrieb ich die Hauptabtheilungen der Predigt auf. Ganz beherzt bestieg ich die Canzel. Der Eingang gieng sehr gut von statten. Beim Nachschlagen des Textes aber, den ich der Gemeine vorlesen wollte, fiel mir der Zettel, auf dem ich die Eintheilungen geschrieben hatte, von der Canzel herab. Ich gerieth darüber in ein gewaltiges Schrecken, und sties mir ganz unbewußt und in Gedanken, doch so, daß die Gemeine es hörte, die Worte aus: Blitz und Hagel da liegt es. Dies erregte ein Zusammenstecken der Köpfe und eine Bewegung in der Kirche, wovon ich die Ursache nicht errathen konnte. Ich glaubte, der niedergefallene Zettel wäre Schuld daran. An die entschlüpften Worte dachte ich gar nicht. Inzwischen lies ich mich gar nicht aus der Fassung bringen, so sehr auch die mir gegen über stehenden Studenten durch allerlei Grimassen und Zeichen es zu thun sich bemüheten. Nach geendigter Predigt muste ich, wie es damals Gebrauch war, bei den Studenten, die zum erstenmal die Kanzel bestiegen hatten, vor den versammelten Professoren erschei-

nen,

nen, um ihr Urtheil über die Predigt anzuhören, welche dann die darin begangenen Fehler in Hinsicht des Declamirens und der Gebehrden zur Verbesserung und Belehrung vorlegten. Keiner fand daran etwas auszusetzen. Nur, sagten sie, hätte ich ein unverzeihliches Versehen mir zu Schulden kommen lassen. Noch wuste ich nicht anders, als daß sie den herabgefallenen Zettel meinten. Ich entschuldigte mich dieserwegen so gut ich konnte. Erinnern Sie sich nicht der dabei ausgesprochenen Worte, versetzten jene, und nannten sie. Sind Sie schon an dergleichen Redensarten so gewöhnt, daß Sie nicht einmal wissen, wann Sie sie aussprechen? Hiebei wurde mir eine derbe Lection gelesen, und ich gieng beschämt davon. Meine Bekannten prellten mich nachher damit nicht wenig. Die Einladung des Professors, für den ich gepredigt hatte, zum Mittagsessen, schlug ich aus, und da er mir für meine Mühe zwei Ducaten gesandt, warf ich ihm des Abends zur Bezeugung meiner Dankbarkeit die Fenster ein. Oftermalen hielt ich nachher um die Erlaubnis zu predigen an, aber immer vergebens. Nur erst nach einem halben Jahre wurde sie mir wieder ertheilt. Ich hielt eine Wochenpredigt für meinen Vetter. Sie gieng gut von statten, ausser daß ich im Vater Unser die vierte Bitte auslies. Mein Vetter hatte dies bemerkt. Ich speiste bei ihm zu Mittag in Gesellschaft mehrerer Professoren und Studenten. Bei Tische wurde ich gewahr, daß bei meinem Couvert

sich kein Brod befand, welches doch bei den übrigen hingelegt war. Ich erbat mir also etwas von meinem Vetter. So gleich brachen alle Gäste in ein lautes Gelächter aus. Können Sie nun um das tägliche Brod bitten, sagte mein Vetter, warum haben Sie es denn heute in der Kirche vergessen! Auf die Weise wurde ich für dieses Versehen bestraft. Froh war ich, so davon gekommen zu seyn. — Um diese Zeit wurden von Berlin aus drei theologische Studenten verlangt, die als Rectores bei lateinischen Schulen in Preußen angestellt werden sollten. Ich meldete mich zu einer solchen Stelle, und hatte nicht wenig Hoffnung zur Erlangung derselben. Mit den besten akademischen Zeugnissen versehen, verlies ich Frankfurt, und trat die Reise nach Berlin an, um daselbst verordnungsmäßig die Beweise meiner Fähigkeit zu dem gesuchten Amte öffentlich abzulegen. Ich war damals zwei und zwanzig Jahr alt.

Achtes Kapitel.

Ankunft in Berlin. Veränderung meines Standes.

Ich kam gerade in Berlin an, wie die Wachtparade vom Schlos abzog. Der König war dabei gegenwärtig. Es war Friedrich Wilhelm. Wie

er

er den Postwagen sah, befahl er dem Postillion zu halten. Ich stieg vom Wagen, um ihm meine unterthänige Ehrfurcht zu bezeugen. Wer bist du? fragte er. Ein Studiosus Theologiae, war meine Antwort, und ich habe den gnädigsten Befehl erhalten, nach überstandenem Examen das Rectorat in N. anzutreten. Woher bist du? Ich nannte meine Vaterstadt. Du sollst Soldat seyn. Ein Soldat ist mir lieber als zehn Pfaffen. Himmel, wie geschah mir. Ich warf mich dem Könige zu Füßen und flehete ihn um die Gnade an, mich bei dem einmal gewählten Stande zu lassen. Steh auf, sprach er, mein Sohn. Meine Soldaten sind Edelleute und du sollst mit der Zeit Feldprediger werden. Ich zeigte ihm meine Zeugnisse. Das ist alles gut, versetzte er, Leute, die was gelernet haben, brauche ich auch zu Soldaten. General Kalkstein, rief er, hier schenke ich dir einen Rekruten. Zwei Unterofficier musten mich darauf mit allen meinen Sachen in Empfang nehmen. Wie mir dabei zu Muthe ward, kann ich nicht beschreiben. Den schwarzen Rock sollte ich ab-, und den blauen dafür anlegen. Dies wollte ich nicht. Derbe Prügel waren die Folgen dieser Weigerung. Ich sollte zur Fahne schwören. Auch dem widersetzte ich mich. Nun wurde ich in ein Gefängnis eingesperrt, wie es hies, auf Befehl des Königs. Mein Vater Bruder, der Oberfinanzrath war, und mein Schwager, ein Kriegsrath, gaben sich alle erfinnliche Mühe, mich aus dem Soldatenstande

zu

zu retten. Allein alles umsonst. Wer zum Könige davon sprach, muste die gröſste Ungnade befürchten. Sie überredeten mich also, den verlangten Eid zu leisten, und trösteten mich mit der Hofnung besserer Zeiten. Ich blieb noch lange bei meinem gefaßten Vorsatz. Endlich wurde ich des Arrestes überdrüßig und ich schwur den Eid, den unter Tausend schwörenden, kaum einer zu halten gedenkt. In Betracht meiner Familie wurde mir etwas mehr Freiheit als andern gelassen. Ich erlernte die taktischen Kriegsübungen bald, und wurde zum Fourier befördert. Anfänglich wollte das Gezwungene dieses Standes, und die naturwidrige Subordination mir gar nicht gefallen. Das Freie des Burschenlebens steckte mir noch im Kopf. Nur die Verzweifelung machte mir das Leben erträglich, und aus Verzweiflung wurde ich liederlich. Die gewöhnlichen Tractamente nahm ich nicht an, weil ich selbst noch Vermögen hatte. An Freunden fehlte es mir in diesem Stande auch nicht, so lange mein Geld dauerte. Ich war täglich in Gesellschaft der Officiers auf Billiard und Caffehäusern, und wusten diese Herren ihren hungrigen Magen auf meine Kosten gut zu befriedigen. Doch ofterma-len kam ihre Gewogenheit mir zu statten. Bei verschiedenen Schlägereien entgieng ich durch ihre Vorsprache der verdienten Strafe, und kam höchstens mit Arrest davon. Einmal aber machte ich es zu arg. In einem gewissen Wirthshause bekam ich Händel und schlug alles in der Stube kurz und klein.

klein. Die Folge davon war, daß ich degradirt wurde, und zwei Monate Schildwache stehen, wie auch dem Wirth allen Schaden ersetzen muste, der sich wohl auf hundert und funfzig Thaler belief. Nachher erhielt ich die Fourierstelle wieder. Mein Regimentsobrister machte mich auch zu seinem Privatschreiber, wodurch ich Gelegenheit erhielt, mir sein Wohlwollen zu erwerben, das mir oft nützlich wurde, wovon ich aber auch eben so oft nicht wenig Misbrauch machte.

Neuntes Kapitel.

Desertion. Mecklenburg. Informatordienst.

In meinem Logis lagen zwei Soldaten einquartiert, die gebohrne Mecklenburger, und mit Gewalt von den Preußen angeworben waren. Der eine von diesen diente mir als Aufwärter. Im Vertrauen hatten sie mir oft ihre Sehnsucht nach Hause zu kommen entdeckt, und sich meinen Beistand zur Beförderung ihrer Absicht erbeten. Selbst mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, dazu hatte ich noch nicht Lust. Ein unangenehmer Vorfall beschleunigte indessen dis Vorhaben. Der Regimentsadjutant hielt sich ein Mädgen, bei der ich auch Besuche ablegte und nicht unwillkommen war.

Hievon

Hievon bekam er Nachricht. Er beschlos, sich bei erster Gelegenheit an mir zu rächen, wie ich durch andere erfuhr. Wer kann im Soldatenstande dem Rachgeiste der Vorgesetzten wohl entgehen, auch bei aller Pünktlichkeit in Beobachtung seiner Pflichten. Ursachen, um strafen zu können, greift man aus der Luft auf, und das geringste Versehen betrachtet man denn mit einem Vergrößerungsglase. Dies war der Fall bei mir. Der Adjutant legte mit heroischem Muthe und Riesenstärke die Beweise seiner Rachbegierde auf meinem Puckel ab. Diese mir so fühlbar eingeprägten Gründe von der Rechtmäßigkeit der Strafen auch bei aufgebürdeten, nie begangenen Verbrechen wollten mir gar nicht behagen. Ganz aufgebracht ging ich auf ein Weinhaus, wo ich ziemlich zechte. Halbberauscht faßte ich den Entschluß, meinen Stand zu verändern. In dem Comtoir des Obersten lagen, wie ich wuste, zwei Pässe, die von ihm bereits unterschrieben waren. Diese waren mir zur Erreichung meiner Absicht sehr dienlich. Auf Credit meiner Schwester und meines Vetters trieb ich das zur Reise nöthige Geld herbei. Ich marschirte also mit den zwei Mecklenburgern, alle mit Ober- und Untergewehr versehen, davon. Wir gaben vor, zum Nachsetzen einiger Deserteurs beeidiget zu seyn. Sie kannten die Wege gut, und noch an demselben Tage erreichten wir glücklich die mecklenburgische Grenze. Wer war froher als wir. In dem ersten Dorfe ruheten wir uns aus, und suchten die Unannehmlichkeiten

unserer

unserer vorigen Verfassung, die Beschwerlichkeiten der Reise und die beständige Furcht, erkannt oder eingehohlet zu werden, durch erquickende Speisen und Wein bei Scherz und Gesang auf ewig aus dem Gedächtnis zu verbannen. Der Edelmann, zu dessen Gute meine beide Reisegefährten gehörten, wohnte noch drei Meilen von diesem Dorfe. Ich begleitete sie dahin, weil ich kein bestimmtes Ziel hatte. Die Eltern dieser Leute wurden sehr erfreut über die Ankunft ihrer Söhne, und wusten mir nicht genug ihre Dankbarkeit darüber zu bezeugen, daß ich ihnen zu ihrer Flucht behülflich gewesen wäre. Ich muste einige Tage bei ihnen mich aufhalten. Meine vorigen beiden Cammeraden traten bald wieder in ihre Dienste, der eine als Schäfer, der andere als Gärtner. Inzwischen wurde ich mit dem Edelmann bekannt. Er war reich und hatte viele Kinder. Meine akademischen Zeugnisse von Frankfurt, die ich ihm vorzeigte, gefielen ihm so sehr, daß er mich zum Lehrer seiner Kinder annahm. Drei Söhne und zwei Töchter kamen unter meine Aufsicht. Ich erhielt ausser freiem Tisch und Wohnung achtzig Thaler Gehalt jährlich. Ausserordentlich zufrieden war ich mit meinem jetzigen Schicksale. Das von Berlin mitgenommene Geld reichte hin zur Anschaffung einer neuen Equipage. Der Unterricht wurde meiner Seits mit allem Fleis und Treue gegeben, und die Einsamkeit des Orts erlaubte auch keine Zerstreuungen. Bisweilen ergötzten mein Prinzipal und

ich uns mit der Jagd und dem Fischen. So verflos ein halbes Jahr, und die Zufriedenheit war auf beiden Seiten gleich stark. Nie glaubte ich, daß der Edelmann, der stets von der besten Seite sich mir gezeigt, und beständig Proben seines Wohlwollens gegen mich bewiesen hatte, Ursache meines neuen Unglücks seyn würde. Und er wards, wie die Folge lehren wird. Es kam ein preußischer Officier, der sich für einen Vetter des Edelmanns ausgab, und bei demselbigen Regiment stand, welches ich verlassen hatte, zum Besuch bei uns an. Seine Hauptabsicht aber war, heimlich zu werben, und daher gieng er immer verkleidet. Die Armuth der mecklenburgischen Edelleute macht, daß viele, besonders die zunächst den preußischen Gränzen wohnen, dieses Handwerk treiben, und mit den Werbern unter einer Decke spielen. Mein Prinzipal hatte freilich Vermögen, allein einen solchen Nebenschilling nahm er auch vorlieb. Dieses wuste ich damals noch nicht. Wie der Officier und ich beim Mittagstische zusammen kamen, erkannte er mich sogleich. Er redete mich an, und that mir den Antrag, mit ihm zum Regiment wieder zurück zu gehen, da er mir nicht allein Pardon verschaffen, sondern auch für mein weiteres Glück sorgen wollte. Ich lehnte das Anerbieten aufs höflichste ab, und bezeugte ihm meine Zufriedenheit mit meiner gegenwärtigen Lage. Auf die Wiederhohlung seines Antrages würdigte ich ihn keiner Antwort, und verfügte mich mit meinen Eleven

auf

auf unser Zimmer. Es gelang ihm jedoch, durch Zahlung einer guten Summe Geldes und durch Versprechungen die mit mir entflohenen beiden Unterthanen des Edelmanns zur Rückkehr zum Regiment zu bewegen. Er reiste ab in ihrer Gesellschaft.

Zehntes Kapitel.

Zwote Reise nach Berlin, wo ich wieder Soldat werden muß. Verurtheilung zum Tode. Sklaverei.

Bei Zurückkunft des Officiers in Berlin hatte derselbe dem Regimente meinen Aufenthaltsort angezeigt, und durch Unterhandlung und Belobung einer ansehnlichen Summe meinen Prinzipal bewogen, mich in seine Hände zu liefern. Nur war die Frage, wie er dieses anzufangen. In der Verstellungskunst war er ein Meister, und bei der geringsten Blöße, die er gab, muste er die Entdeckung seines schwarzen Vorhabens befürchten. Er blieb also noch immer derselbe gegen mich. Der beim Unterricht seiner Kinder von mir bewiesene Fleis lies mich auch auf die beste Begegnung die gerechteste Ansprache machen. Ich argwöhnte daher nicht das geringste Böse, als er mich einlud, ihn

auf einer Reise in der dortigen Gegend zu begleiten. Er gab vor, ein Stück Landes irgendwo kaufen zu wollen, und bat mich, ihm bei Ausmessung desselben behülflich zu seyn. Wir setzten uns also eines Morgens früh in den Wagen und fuhren bis gegen Mittag, da wir in einem Dorfe stille hielten, welches, mir aber unbewußt, Preußisch war. Wir wollen uns, sagte der Schelm, in diesem Wirthhause etwas zu gute thun. Als wir nun saßen und tranken, so trat ein preußischer Capitain von demselben Regimente, bei dem ich gestanden, mit einem Unterofficier und zwei Mann in die Stube. Wie mir zu Muthe wurde, darf ich wohl nicht sagen. Ha, ha, Canaille, rief der Capitain, treffen wir uns hier. Nun wird der Strick dir gewis werden, da du keinen Pardon vorh n annehmen wolltest. Du wirst vortreflich im Galgen paradieren. Ich konnte vor Bestürzung kein Wort sprechen, und grif zum Degen, wurde aber übermannt, erbärmlich geprügelt, in Ketten geschlossen, und auf einen Wagen geworfen. O du verdammter blutgieriger Hund, rief ich dem Edelmann zu, Gott wird deine Verrätherei rächen. Mein Blut wird um Rache über dich schreien. Welche fürchterliche schreckenvolle Bilder stellten sich nicht mir in Gedanken vor. Noch ehe wir Berlin erreichten, hörte ich in der Entfernung das Geläute der Glocken. Dies erinnerte mich an die Sterblichkeit, und es that mir weh, daß bei dem Tode, den ich aller Vermuthung nach zu erwarten hatte,

diese

diese Ceremonie nicht statt fand. Gegen Abend kamen wir in Berlin an. Tages darauf wurde ich vor den König auf den Paradeplatz geführt. Ich fiel ihm zu Füßen und bat um Gnade. Er war aber sehr aufgebracht. Er stieß mich mit dem Fuße ins Gesicht, und sagte: Schurke, was hat dich bewogen, als Unterofficier zu desertiren und noch zwei Mann mit dir zu entführen? Du sollst hängen. Fort mit dir. Ich war vor Angst halb todt. Ich wuste, daß er Mann von seinem Worte war und nicht mit sich schaffen ließ. In Gedanken hieng ich schon im Galgen, und erwartete nur den letzten Stos. — Es wurde bald Verhör und Kriegsgericht über mich gehalten. Das Urtheil desselben fiel dahin aus, daß der Strang meinem Leben ein Ende machen sollte. Vom Könige war es noch nicht bestätiget. Indessen wurde mir ein Priester gegeben, um mich zum Tode zuzubereiten. Seine Zuredungen fruchteten aber nichts bei mir. Daß ich in einem so frühen Alter schon sterben sollte, wollte mir gar nicht in den Kopf. Meine Anverwandten gaben sich alle ersinnliche Mühe, um Begnadigung für mich auszuwirken. Bis dahin aber vergebens. Sie besuchten mich im Gefängnisse, und besonders meine Schwester ermahnte mich, mit Ernst an meinen Tod zu denken, da keine Rettung zu hoffen wäre. Die aber immermehr überhand nehmende Verzweiflung ließ mir keine Zeit, mich zu dem bevorstehenden wichtigen Schritt vorzubereiten. Der König bestätigte das Todes-

urtheil, und acht Tage darauf sollte es vollzogen werden. Die Prediger schützten die Unmöglichkeit der so geschwinden Vollziehung desselben vor, indem ich von der Bekehrung noch so weit entfernet wäre, und da sie also eine Gewissenssache daraus machten, wurden mir acht Tage Aufschub gegeben. Dieses war eine rechte Galgenfrist. Gegen das Ende derselben hatte ich mich in mein Schicksal gefunden, weil ich als Prädestinnate glaubte, daß es so hätte erfolgen müssen, und folglich nicht zu ändern wäre. Den Ermahnungen der Prediger gab ich Gehör, und diese freueten sich über die mit mir so plötzlich erfolgte Veränderung. Ich glaubte wirklich selbst, den Himmel verdient zu haben. Aus meinem Fenster konnte ich den Richtplatz sehen, der ungefähr dreisig Schritte entfernet war. Von ungefähr betrachtete ich ihn den Tag vor meiner bestimmten Hinrichtung. Ich sah die Henker mit den Zubereitungen dazu beschäftiget. Wie aber einer derselben den Nagel in den Galgen einschlug, an dem ich hängen sollte, gerieth ich in eine solche Angst, die mir eine Ohnmacht zu Wege zog Die letzte Nacht blieb meine Schwester bei mir, der ich zweihundert Thaler voraus vermachte für die Sorgfalt die sie beständig und vorzüglich jetzt gegen mich bewiesen hatte. Auch die Prediger und andere Bekannten unterhielten mich in dieser Nacht. Endlich brach die bange, traurige Stunde des Abschiedes heran. Ein Officier trat herein und kündigte mir die Abreise an. Lange hatte ich gewünscht zu

erfah-

erfahren, wie einem zu Muthe sey, der zum Tode geführet wurde. Ich erfuhr es jetzt. Wir kamen auf dem Richtplatz an. Nach vorgelesenem Urtheil und Einsegnung von den Predigern wurde ich den Henkersknechten zur Vollziehung der Strafe übergeben. Indem sie nun Hand an mich legen wollten, rief der commandirende Major: Pardon, Pardon, sechs und dreißig mal Spiesruthen durch zweihundert Mann, und drei Jahre nach Spandau. Halbtodt war ich schon. Das Wort: Pardon aber rief die entflohenen Lebensgeister wiederum nach und nach zurück, obgleich der Nachsatz nicht sehr tröstend war. Jedoch die Hofnung des Lebens und der Gedanke, einem schimpflichen Tode entgangen zu seyn, wie auch eine gute Pflege stellten meine Gesundheit nicht allein bald völlig wieder her, sondern flößten mir auch Muth ein, und gaben mir Kräfte, der bevorstehenden Strafe getrost entgegen zu gehen, und sie standhaft zu ertragen. Es gereueten mich nur die sechs Ducaten, die ich dem Scharfrichter gegeben hatte, um mich gut zu hängen. In drei auf einander folgenden Tagen wurde ich durch die Spiesruthen gejagt, kam aber ziemlich gut davon, weil das Commando bei der Execution nicht scharf war. Mein Aufenthalt in Spandau war leidlich. Von meinem eigenen Vermögen erhielt ich monathlich vier Thaler Zulage, hatte ein gutes Bette, und in Betrachtung meiner Familie vor andern große Freiheit in den ersten anderthalb Jahren. Meine Ar-

heit bestand darin, daß ich für den Commandanten alle Schreibereien verrichten muste, wofür ich ebenfalls wöchentlich etwas an Gelde bekam. Aber auch diese guten Tage konnte ich nicht lange ertragen. Im Hause des Commandanten lernte ich ein Mädgen kennen, die mir öfters Beweise ihres Wohlwollens gab. Ich versprach ihr, sie zu heirathen, so bald ich die Freiheit erhielt. Wir wurden endlich so vertraut mit einander, daß die Spuren davon nicht länger verborgen bleiben konnten. Die Frau des Commandanten entdeckte sie auch bald, und mein Lottchen sowohl als ich fielen in die größte Ungnade. Jene muste sogleich ihren Dienst verlassen, ich hingegen wurde an die Karre geschlossen, und des Commandanten Haus mir auf ewig verboten. Lottchen blieb bei ihrer Mutter, deren Mann schon längst verstorben war. Sie brachte einen Knaben zur Welt, und das Band unserer Liebe wurde dadurch noch fester. Der Aufenthalt in der Sklaverei und der beständige Umgang mit den darin befindlichen Bösewichtern wurde für mich aber die Schule aller möglichen Spitzbübereien, und legte den Grund zu meinem nachherigen Unglücke. Was noch bisher Gutes an mir gewesen war, wurde jetzt ganz erstickt und verdorben. Im Saufen, Stehlen, Erbrechen der Schlösser, in der Kunst wahrzusagen, die ich von Zigeunern erlernte, war ich Meister. So verderben böse Exempel, und anders sah man nichts in der Gesellschaft worin ich mich befand.

Eilf=

Eilftes Kapitel.

Befreiung aus der Sklaverei. Rückkehr nach Berlin.

Die Zeit meiner Gefangenschaft war jetzt verstrichen. Man lieferte mich an das Regiment zurück, bei dem ich gestanden hatte, und muste zum zweiten male zur Fahne schwören, welches ich auch ohne Wegerung that. Kurz nachher wurde ich unter das Sydoische Regiment versetzt. Mein Lottchen folgte mir mit ihrem kleinen Sohne nach. Ich hielt um einen Trauschein an, der mir auch gleich nach geendigter Revüe versprochen wurde. — Eine besondere Geschichte muß ich doch erzählen, die sich die erste Nacht nach meiner Ankunft in Berlin auf meiner Kammer zutrug. Ich wohnte bei einer alten Wittwe im zweiten Stockwerk. Kaum hatte ich mich in mein Bette gelegt, es mochte wohl gegen eilf Uhr des Nachts seyn, und der Mond schien helle, als ich etwas langsam die Treppe heraufkommen hörte. Es näherte sich meiner Kammer, und ein alter Mann trat herein, der gebückt an einem Stabe gieng. Die Haare stiegen mir zu Berge bei diesem Anblick und ein kalter Schauer gieng durch alle Glieder. Ich ermannte mich jedoch und redete ihn an: Vater, was ist euer Verlangen? Er sprach aber kein Wort,

sondern nahm die auf dem Stuhle liegenden Kleider, warf sie auf die Diele, und setzte sich auf den Stuhl. Darauf zog er eine kleine Pfeife aus der Tasche hervor, schlug Feuer in seine Zunderbüchse, und zündete jene. Er machte einen gewaltigen Dampf, der Toback roch aber wie Menschenkoth. Ich hielt mich indessen ganz ruhig im Bette, obgleich ich zitterte wie ein Espenlaub. Als er mit der Pfeife fertig war, die ungefähr eine Stunde gedauert hatte, legte er die herabgeworfenen Kleider wieder auf den Stuhl, und gieng stillschweigend seine Wege. Wie froh war ich über die so glücklich überstandene Gefahr. Die Freude dauerte aber nicht lange. Kaum war der Alte die Treppe herunter, so kam eine junge wohlgewachsene Frauensperson in aller Eile die Treppe wieder herauf in meine Kammer gestürzt. Sie hatte ihren Kopf mit einem weißen Tuch umwunden, und eine lange Spiesruthe in der Hand. Mit dieser hieb sie aus allen Kräften an die Wand, und auf mein Bette, so daß es pfeifte. Ich fieng erbärmlich an zu schreien und glaubte ein Kind des Todes zu seyn. Zuletzt rieß sie mir das Unterbette und Kopfkissen unterm Leibe weg, ohne jedoch mich anzurühren, und warfs auf die Erde. In größter Geschwindigkeit lief sie darauf die Treppe wieder hinunter, und ich sah sie nicht weiter. — Am folgenden Morgen meldete ich dem visitirenden Unterofficiere diesen Vorfall. Der Capitain lies die Witwe aufs schärfste inquiriren, die denn bekannte,

kannte, daß ihr Mann den Stuhl an ein Hospital, und ihre Tochter die Bettstücke einem Kloster vermacht hätten, welchem Befehl sie nicht nachgekommen wäre, weil sie glaubte, diese Sachen so gut wie jene brauchen zu können. Das Verhör wurde an den Magistrat gesandt, und dieser befahl der Witwe, die Sachen an die Behörden abzuliefern. Damit hatte die Spukerei ein Ende. — Noch hatte ich keinen Freizettel erhalten, obgleich die Revüe längst vorbei war, und Lottchen lag mir beständig an, unsere Ehe zu vollziehen. Mein Vaterbruder und meine Schwester waren sehr dawider, und bewürkten es beim Regiment, daß mir bei Spiesruthen aller Umgang mit Lottchen verboten, sie hingegen mit dem Zuchthause bedrohet wurde, wenn sie sich bei mir treffen ließe. Dies brachte mich abermals zur Verzweiflung und zu dem Entschluß, bei erster bester Gelegenheit davon zu gehen. Die in Spandau erlernten Künste brachte ich indessen in Ausübung, und sie verschaften mir manchen guten Thaler. Meiner Behendigkeit und Fertigkeit in den Spizbübereien hatte ich es zu verdanken, daß ich nie dabei ertappt wurde. Weil ich von guter Familie war, selbst Geld hatte, stets sauber und nett gekleidet ging, so konnte auch kein Mensch mich im Verdacht haben. So vergieng ein halbes Jahr seit meiner letzten Dienstannahme. Ich wiederhohlte meine Bitte um einen Trauschein, und bot dem Capitain hundert Thaler für denselben. Nur nicht für Lottchen,

für

für ein jedes andere Frauenzimmer aber, wenn es sein Glück wäre, kann er den Trauschein erhalten, war die Antwort des Capitains. Lottchen wollte ich haben, und sie mich. Als Soldat war nie Hofnung zu unserer Vereinigung. Was sollte ich thun! Ich muste den Preußischen Dienst verlassen. Auf die beste Ausführung davon kam jetzt alles an.

Zwölftes Kapitel.

Zwote Desertion nach Mecklenburg. Militairdienste daselbst. Tod meines Lottchens.

Lottchen sandte ich voraus nach Mecklenburg, um einen sichern Weg auszukundschaften, und dann nach Berlin zurück zu kehren, um mich mit sich zu nehmen. Sie machte sich also auf die Reise. Unterwegens verlohr sie einen Schuh, daher sie bis nach Güstrow baarfus gehen muste. Hier wollte sie ein paar neue Schuhe sich kaufen, als sie von ungefähr bei dem Schuster ihren Bruder als Gesell in Arbeit fand, der verschiedene Jahre umher gewandert und dessen Aufenthalt sie bis jetzt nicht erfahren hatte. Diesem entdeckte sie unser Vorhaben, und er versprach, uns auf die möglichste Art zur Ausführung desselben beförderlich zu seyn.

Lott-

Lottchen war mit Gelde gut versehen, und konnte also das ganze Werk kräftig unterstützen. Sie und ihr Bruder mietheten einen Wagen und fuhren zusammen bis ins nächste Dorf vor Berlin. Er blieb zurück, sie aber gieng in die Stadt, um mir die getroffenen Anstalten bekannt zu machen. Ich war gerade auf dem Rathskeller mit dem Spiel beschäftiget, und so ungerne ich dieses verlies, muste es doch dem einmal gefaßten Entschluß zu flüchten, nachstehen, weil dieses mir wichtiger war. Wir machten uns also auf den Weg, erreichten glücklich das Dorf, wo ihr Bruder mit dem Wagen uns erwartete, und jagten in vollem Galop davon. Mit Anbruch des andern Tages kamen wir in Güstrow an. Bei meiner Ankunft wurde ich vor den Commandanten geführt, und da er wuste, daß ich ein preußischer Deserteur war, gefragt, ob ich weiter reisen wollte, oder da Dienste zu nehmen Lust hätte. Ich beschlos dieses letztere mit der Aeußerung, auf eben den Fus wie in Preussen, nämlich als Unterofficier angestellt zu werden. Dies wurde mir nicht nur bewilliget, sondern auch zugleich die eheliche Vereinigung mit Lotten erlaubt. Eine beträchtliche Börse, die ich von Berlin mitgebracht hatte, setzte uns in Stand, gut und vergnügt zu leben. Der Wohlstand, den ich allenthalben zeigte, verschafte mir viele Bekanntschaften. So verflos ungefähr unter Freuden und Ergötzlichkeiten ein halbes Jahr. Ich ahndete nicht das mir so nahe bevorstehende Unglück,

glück, den Verlust meines Lottchens, um deren willen ich alles gewagt hatte. Sie war schwanger, und eine zu heftige Bewegung im Tanzen verursachte, daß sie zu frühzeitig mit einem todten Kinde niederkam, nach dessen Entbindung sie starb. Wie schmerzhaft dieser Verlust für mich war, läßt sich leicht begreifen. Noch jetzt preßt er mir Thränen aus, wenn ich demselben nachdenke. Die Zeit, diese Wohlthäterinn der Leidenden, linderte in etwas meinen Kummer. Ich berichtete diesen Todesfall an meine Schwiegermutter und an meine Schwester, die seit meiner Desertion keine Nachricht von mir erhalten und meinen Aufenthalt nicht wusten. Sie sowohl als mein Vetter waren über diese Bekanntmachung höchst erfreut. So bald der König meine Desertion erfahren hatte, war nicht nur meine Schwiegermutter in Arrest gesetzt worden, sondern meine Schwester und mein Vetter hatten auch beständig zwei Mann bei sich im Hause zur Wache gehabt, weil der König glaubte, daß sie entweder meine Flucht veranstaltet hätten, oder mich auch verheimlichten. Auf mein Erbtheil war ebenfalls Beschlag gelegt worden. Wie aber diese Nachricht von dem Orte meines Aufenthalts ankam, wurde dem König sogleich Bericht davon abgestattet, und mein Brief zur mehreren Beglaubigung ihm vorgezeigt. Mein Vater Bruder wurde vor ihn gerufen, den er folgendermaßen anredete: Du sollst meine Gnade haben, wenn du deinen Vetter wieder herbei schafst;

es soll ihm kein Haar gekrümmt werden. Reis' zu ihm, und sieh zu, ob du nicht ein paar große Kerls noch mitbringen kannst, deren es viele in Mecklenburg giebt. Mein Vetter versprach, sein Bestes zu thun. Er trat seine Reise an und lies bei seiner Ankunft in Güstrow, wo er sich incognito aufhielt, mich rufen. Wie erstaunt wurde ich bei seinem Anblick! Er eröfnete mir seine Absicht, zeigte mir den vom Könige selbst unterschriebenen Pardon, und überredete mich zur Rückreise. Nur muste alles sehr geheim gehalten werden, sonst wären wir unwiederbringlich verloren gewesen. — Beim Schwarzburgischen Regiment, wo ich stand, war ein junger schöner Kerl, den ich genau kannte, und der mir öftermalen sein Verlangen entdeckt hatte, in preußische Dienste zu kommen. Auf meinen desfalligen Antrag gab er sogleich seine Einwilligung dazu. Ich führte ihn zu meinem Vetter, der ihm ein Handgeld von sechshundert Thalern versicherte, die beim Eintritt ins Preußische ausgezalet werden sollten. Wie bekannt, gab Friedrich Wilhelm oft viele tausend Thaler für einen schönen großen Kerl. Nun wurde die Abrede wegen unserer Reise genommen, wobei man mir nochmals die größte Verschwiegenheit anempfahl. Aus der Stadt zu kommen, war für uns sehr leicht, da ich als Unterofficier überall gehen konnte, und der Bursche einen Thorpaß hatte. Sehnsuchtsvoll erwarteten wir demnach die bestimmte

Stun-

Stunde zu unserer Abfarth, und endlich erschien sie.

Dreizehntes Kapitel.

Flucht aus Mecklenburg nach Berlin. Stettin. Verurtheilung zur Arquebusade. Pardon.

Wir giengen eine halbe Stunde weit vor der Stadt. Der Wagen meines Vetters kam bald nachher, und wir setzten uns bei ihm. Vier rasche Pferde entzogen uns bald aller Gefahr. In wenigen Stunden erreichten wir das preußische Gebiet, und stiegen auf einem Edelhof ab, dessen Besitzer mein Vetter kannte. Hier übernachteten wir und wurden herrlich bewirthet. Tages darauf kamen wir in Berlin an. Mein Vetter sorgte sogleich dafür, daß wir mit Kleidern und Wäsche versehen würden, um im stattlichsten Anzuge vor dem König erscheinen zu können. Des andern Morgens fuhren wir sämmtlich nach Hofe, und wurden dem Könige vorgestellt. Ich fiel ihm gleich zu Füßen. Die Aufnahme war aber jetzt ganz anders, wie das letzteremal. Steh auf, mein Sohn, sagte er, du hast Pardon. Ueber den Rekruten freuete er sich sehr. Die Größe desselben betrug sechs Fus vier Zoll. Hast du dir brav Handgeld

geben

geben lassen? fragte der König ihn. Sechshundert Reichsthaler Ew. Majestät. Das ist nicht zu viel. Meinen Vetter avancirte er auf der Stelle zum geheimen Etatsrath, und lies ihm tausend Thaler an Entschädigungs- und Reisekosten auszalen. Zum Prinzen von Anhalt-Zerbst, der gegenwärtig war, sagte er, indem er auf mich zeigte, hier schenke ich dir diesen Galgenvogel, er soll bei deinem Regiment Feldwebel seyn, und auf deine Empfehlung einmal Officier werden. Ich dankte für diese Gnade, und versprach ferner treu zu dienen, hielts aber leider dessen nicht. Nach geendigter Wachtparade, nahm der König den Rekruten mit sich in der Kutsche nach Potsdam, wo er ihn bei seinem Regiment ansetzte. Mit Erlaubnis meines Prinzen blieb ich noch sechs Wochen in Berlin, nach deren Verlauf ich zum Regiment, welches in Stettin lag, abgehen sollte. Mein väterliches Erbe wurde mir wieder frei gegeben. Während meiner Anwesenheit in Berlin besuchte ich meine Schwiegermutter, die wegen des Arrestes, den sie meinetwegen erlitten, sich sehr beklagte. Ich tröstete sie so gut ich konnte. An meinen Schwager in Güstrow sandte ich Geld, das er zur Verpflegung meines zweijährigen Sohnes dorten anwenden sollte. Da ich aber in einigen Monaten keine Antwort darauf erhielt, so muste meine Schwiegermutter die Reise dahin antreten, und nahm ihren kleinen Enkel mit sich zurück, den sie ein halbes Jahr im Hause behielt,

bis ich ihm einen Platz im Waisenhause zu Potsdam verschafte, wo er erzogen wurde. Uebrigens brachte ich die sechs Wochen meines Aufenthalts in Berlin mit meinen Freunden und Bekannten recht vergnügt zu, die sich nicht wenig über meine Abentheuer wunderten. Der Prinz von Anhalt-Zerbst wollte jetzt sich zum Regiment verfügen, und ich muste voraus mit seiner Bagage reisen. Der Abschied von Berlin war rührend. Meine Verwandten hatten die Arrestgelder, die sie meinetwegen bezalen müssen, vom Könige wiederum vergütet erhalten. Dies erwarb mir ihre Gewogenheit und Freundschaft. Gegen Handschrift erhielt ich von meinem Vetter hundert Thaler auf Abschlag des väterlichen Erbtheils. Damit war ich im Stande, auch in Stettin mich zu zeigen. Ungefähr drei Monate diente ich aus Mangel an Vacanz als Sürnumerair-Sergeant, bis ich durch die Beförderung eines Sergeanten zum Lieutenant bei einem Garnisonregiment in dessen Stelle trat. Hier würde ich mein Glück haben machen können, wenn ich nicht durch meine schlechte Aufführung dasselbe von mir gestoßen hätte. Die große Gnade, worin ich bei dem Prinzen stand, machte, daß man mit meinen Excessen durch die Finger sah. Bei Verbrechen, wofür andere mit Spiesruthen und Vestungsbau bestraft wurden, kam ich mit Degradirung von einigen Monaten frei. — Folgende Begebenheit aber lief für mich höchst unglücklich ab. Ich bekleidete

wieder

wieder die Stelle eines Sergeanten. Ein gewisser Graf, der Lieutenant und Adjutant beim Regiment war, hatte einen heimlichen Groll gegen mich gefaßt, und bei dem geringsten Versehen auch diesen mehreremalen mich empfinden lassen. Er begegnete mir einstens, da ich ziemlich berauscht war. Zwei meiner Cameraden begleiteten mich. Sein Gruß bestand in lauter Schimpfwörtern, die ich nicht wohl verdauen konnte. Ich erwiederte sie auf der Stelle mit ähnlichen. Hierüber aufgebracht, schlug er mich einigemal mit dem Stocke. Dies war nun gerade gegen das Reglement, und setzte mich in Wuth. Ich zog mein Seitengewehr, und durchbohrte ihm damit die rechte Schulter, so daß er gleich zur Erden stürzte. Meine Begleiter huben ihn auf und trugen ihn ins nächste Haus. Ich wurde in Arrest gelegt, und auf Befehl des Generals kreuzweise geschlossen. Tages darauf wurde Verhör gehalten. Was nur zu meiner Vertheidigung dienen konnte, wurde hervorgesucht. Der Adjutant hatte sich darin gröblich versehen, daß er mich mit Stockprügel behandelt. Ich hingegen hatte die Subordination verletzt. Dem zufolge muste das Kriegsgericht mir die Arquebusade zuerkennen. Nachdem mein Arrest drei viertel Jahr gedauert, kam die Königl. Bestätigung des Urtheils an. Dies war das zweitemal, daß das Leben mir abgesprochen worden. An Rettung war auch jetzt gar nicht zu gedenken. Ich muste mich in mein Schick-

fal finden, obgleich ich die Stunde verwünschte, in welcher ich den Vorsatz faßte, Mecklenburg zu verlassen und nach Preussen zurückzukehren. Der Prinz hatte mir die Erlaubnis gegeben, bei Absendung des vom Kriegsgericht über mich gesprochenen Urtheils zugleich eine Bittschrift an den König um Pardon beizulegen, wie auch an meine Freunde zu schreiben und sie um ihre Verwendung beim Könige zu bitten. Dies geschah, half aber nichts. Es sollte bei dem einmal gefällten Urtheil sein Bewenden haben. Nun wurde ich in die Delinquentenstube abgeführt, und ein Prediger mir gegeben, um mich zu dem wichtigen Schritte vorzubereiten, den ich bald gehen sollte. Ich bereuete auch wirklich mein bisheriges Betragen ernstlich, und wünschte recht sehr den Tod. Den Tag vor der Execution wurde vom General die Erlaubnis mir ertheilt, selbst diejenigen sechs meiner Cammeraden auszusuchen, die mich erschießen sollten. Ich wählte sie, und beschenkte jeden von ihnen mit einem Reichsthaler, mit der Bitte, mich ja gut zu treffen, welches sie versprachen. Mit der größten Freimüthigkeit gieng ich nach dem Ort, der zu meiner Hinrichtung bestimmt war. Die Scene war rührend. Viele Zuschauer flossen in Thränen. Selbst der Major und die Officier konnten sich derselben nicht enthalten. Der Adjutant muste auf ausdrücklichen Königl. Befehl bei der Execution gegenwärtig seyn. Er fiel mir um den Hals, küßte mich wohl tausendmal und bat

eben

eben so vielmal um Verzeihung. Ich verzieh ihm und eilete nach dem Sandhaufen, wo ich niederkniete, und die Augen mir verbunden wurden. Indem dieses geschah, rief der Major, Pardon! Ich wurde nicht froh darüber, weil ich damals gerne gestorben wäre. Man führte mich zurück, und publicirte das Begnadigungsurtheil. Der Adjutant erhielt seinen Abschied in Gnaden; ich wurde zum dreißig maligen Gassenlaufen und halbjärigen Vestungsbau in Stettin verurtheilt. Nach ausgestandener Strafe und Verlauf des halben Jahrs muste ich aufs neue zur Fahne schwören. Anstatt mich zu bessern, setzte ich meine vorige Lebensart wieder fort. Mit der vorübergegangenen Todesgefahr waren auch bald die Gedanken an die Ursachen derselben verschwunden.

Vierzehntes Kapitel.

Spitzbübereien. Desertion. Ertappung.

Ich diente jetzt als gemeiner Soldat. In diesen Zustand konnte ich mich nicht recht schicken. Er brachte mich oft in Händel mit den Unterofficieren, die ich noch als Cammeraden betrachtete, welche Ehre sie sich hingegen verbaten. Gassenlaufen und andere Strafen waren daher immer die Fol-

gen meiner Subordinationswidrigen Handlungen. Auf Befehl des Prinzen erhielt ich kein Geld mehr directe von meinem Vormund, sondern jeder Schilling, den ich haben wollte, muste durch die Hände des Capitains gehen. Das gefiel mir auch nicht. Meine beständigen Ausschweifungen im Spiel, Saufen, u. d. erforderten aber Geld, und um dieses zu erhalten, muste ich auf Mittel denken. Ich ergrif also mein voriges Handwerk wieder, und mein Schlafkammerad, Namens la Fontaine, ein recht ausgelernter Spitzbube, leistete mir hülfreiche Hand dazu. Er hatte das Unglück, nachdem wir ungefähr drei Jahre unsere Profession zusammen getrieben, und viele tausend Thaler erbeutet hatten, auf einem Diebstahl von drei Stübern ertappt und gehangen zu werden. Ich als sein Lehrbursche begleitete ihn noch zum Richtplatz. Er war ein Kleinschmid, und hatte von Jugend auf unter der Bande des großen Cartouche in Frankreich gedient. Da diese aber zerstöret wurde, gieng er unter die Soldaten, und mein widriges Geschick bestimmte ihn mir zum Stubenkammeraden. In der Kunst, die Schlösser zu sprengen, war er ein Meister. Die letzte Nacht vor seinem Tode vertraute er mir dieselbe als einen großen Schatz an, der mir auch in der Folge der Zeit wohl zu statten kam. Zum unverbrüchlichen Gesetz hatte er sichs gemacht, nichts als Geld zu stehlen. Auf unsern Streifereien bin ich oft Zeuge davon gewesen. Kostbarkeiten,

Waaren

Waaren und andere Sachen wurden gar nicht angerührt, die Furcht, dabei eher entdeckt zu werden, hielt ihn davon ab. Wir theilten die Beute brüderlich, und hatten den feierlichsten Eid gethan, einander nie etwas zu entwenden. Stets mit Gelde versehen, waren wir im Stande, unsere Lieblingsneigungen befriedigen zu können. Durch Pünktlichkeit im Dienst, Nettheit im Anzuge erwarben wir uns die Achtung unserer Vorgesetzten. Mein Capitain verboth sogar den Unterofficieren bei Strafe, mich zu schlagen, und im Fall ich ein Versehen beginge, solches ihm selbst zu melden. Zuletzt brachte ich es dahin, daß sowohl ich als la Fontaine Stadturlaubte wurden. Diese Erlaubnis war für uns von dem größten Nutzen. Nun durften wir die Nächte nicht im Quartier seyn, und konnten sie zur Treibung unsers Handwerks anwenden. Bei einem Seifensieder, in dessen Hause ich bekannt war, legten wir zuerst einen Besuch ab. Ich wuste, daß er tausend Thaler in einem Schränkchen stehen hatte. Die Kunst des la Fontaine erwarb uns bald das Eigenthum davon. Ich war eben zur Stelle, als der Seifensieder die Entdeckung des Diebstahls machte. Wie er sich hinter den Ohren kratzte. Obgleich ich ihm mein innigstes Mitleiden darüber bezeugte, so war ich doch im Herzen darüber froh, daß mein Lehrmeister so glücklich davon gekommen. Ungeachtet aller angewandten Mühe, dem Thäter auf die Spur zu kommen, wurde doch nichts entdeckt.

deckt. Von diesem Gelde lebten wir ein halbes Jahr recht gut. Jetzt gefiel es dem la Fontaine nicht länger in preußischen Diensten. Unter dem Vorwande seine Frau in Sachsen zu besuchen, die er daselbst hinterlassen hatte, und seinen Bruder zu sprechen, überredete er mich, zur Desertion. Wir hatten Hülfsmittel genug in Händen, die uns jene sehr erleichterten. Eine gefüllte Börse, coulenrte Kleider und zwei Pässe ließen einen glücklichen Erfolg hoffen. An einem frühen Morgen machten wir uns auf den Weg. Wir giengen und glaubten schon sieben Meilen von der Stadt entfernt zu seyn, und waren es kaum eine Meile. Dies konnten wir nicht begreifen. Es war als wenn etwas uns bezaubert hätte. Endlich sahen wir die pohlnische Gränze, und mit der die Zerscheiterung unsers Vorhabens. Kurz vor Erreichung jener wurden wir von dem uns nachgeschickten Commando eingeholet, und nach Stettin wieder gebracht. Ein zweitägiges Gassenlaufen war die Belohnung unserer Mühe. Der Paß wurde uns abgenommen; wir musten Dienste thun, und jeder erhielt sein Logis für sich. So viele unangenehme Folgen zog diese Desertion nach sich. Doch freuete ich mich, daß man das Geld, was wir bei uns gesteckt hatten, nicht entdeckte. Dieses und eine Zulage von meinem eigenen Gelde, setzten mich in Stand ohne Mangel zu leben, und lies mich die Pein der ausgestandenen Strafen bald verschmerzen.

Fünf-

Funfzehntes Kapitel.

Händel. Strafe. Versetzung bei einem andern Regiment. Füselier. Werbung.

Der Graf, mit dem ich den oben beschriebenen Auftritt hatte und der deswegen beabschiediget worden, hatte einen Bruder beim Regiment, der Capitain war. Dieser suchte, vermuthlich um seinen Bruder zu rächen, mir, wenn ich die Wache mit ihm hatte, auf alle Weise Verdrieslichkeiten zu machen. Fast immer wurde ich zum Holztragen, und das wohl sechs bis sieben mal hinter einander befehliget. Dies war keine leichte Arbeit, weil die Entfernung der Holzauflage von der Wache eine Viertel-Meile betrug. Indessen hatte ich bisher still geschwiegen, und die Arbeit verrichtet. Es war mir bekannt, daß eine Königl. Ordre vorhanden war, wornach dem Officier verboten wurde, keinen Soldaten mehr als zwei mal zum Holztragen zu beordern, und darin die Ordnung so zu beobachten, daß keiner davon befreiet bliebe. Schon oft war die ungleiche Vertheilung dieser Arbeit eine Gelegenheit zu vielen Streitigkeiten gewesen, und hatte das Unglück vieler braver Leute nach sich gezogen, die dem eigensinnigen Einfall des Officiers Troz boten. Auf einer Wache, die ich mit diesem Capitain hatte, wurde ich

achtmal nach einander zum Holztragen ausgenommen. Ich setzte mich darwider und berief mich auf den Königl. Befehl. Ein Regenguß von Prügeln strömte sogleich auf mich herab. In der Wuth ergrif ich das Gewehr und schlug nach ihm, berührte aber nur seinen rechten Arm, weil er dem Schlage durch einen Sprung auswich. Aber wie erbost wurde er nicht! Man schlug mich beinahe todt und schleppte mich darauf in Arrest. Beim Verhör suchte ich alles mögliche hervor, was zu meiner Vertheidigung dienen konnte. Nach Endigung desselben wurde der Graf gefangen gesetzt. Ruhig erwartete ich das Endurtheil, das nach Verlauf eines halben Jahres erfolgte. Ein sechs und dreißig maliges Gassenlaufen und drei monathlicher Festungsbau wurden mir zur Strafe zuerkannt, der Capitain hingegen cassirt. Als ich die Strafe ausgestanden, wurde ich ans Prinz. Beversche Regiment abgegeben, was ebenfalls zu Stettin in Garnison lag. Dies empfieng mich eben nicht aufs beste, weil der Ruf, der mir vorangegangen war, nichts vortheilhaftes für mich hatte. Meinen alten Cammeraden, la Fontaine vergas ich inzwischen nicht. Der Mangel des Geldes, den ich jetzt zu spüren anfieng, lies mich ihn wieder aufsuchen. Wir eröfneten verschiedene Kaufläden, fanden aber kein Geld. Waaren nahmen wir nicht. Von meinem jetzigen Schlafkammeraden, der bei einem Kaufmann in Arbeit stand, erfuhr ich, daß derselbe in seinem Laden

sieben

sieben Fässer mit Gelde stehen habe, die er neulich erhalten. Halt, dachte ich, das ist ein guter Fang! Jenem sagte ich nichts davon, meinem alten Freunde und Meister aber wurde es nicht verschwiegen. Es dauerte nicht lange, so waren wir Herren des Schatzes, und da ein Zufall diese That offenbarete, musten wir mit dem gewöhnlichen Tractament vorlieb nehmen, das die Kriegsartikel darauf bestimmt haben. Um diese Zeit starb der König Friedrich Wilhelm. Der neue König errichtete gleich nach Antritt der Regierung ein Füselierregiment, das den Namen: Prinz Würtenberg erhielt. Zur Completirung desselben wurden aus den andern Regimentern eine gewisse Anzahl ausgehoben, und die Reihe traf mich auch. Ich wurde bald Unterofficier bei demselben, und erhielt die Aufsicht über den Montirungsboden der Compagnie. Dies war eine herrliche Quelle, aus der ich beständig Geld schöpfen konnte. In kurzer Zeit waren die Montirungsstücke ausgefegt. Der Capitain entdeckte den Defect, meldete ihn aber nicht an den Regimentschef, sondern lies sich von meinem Vormund den Werth der entwandten Sachen vergüten. Um aber dergleichen Veruntreuungen für die Zukunft vorzubeugen, wurde die Aufsicht über die Monturkammer mir genommen und ich zum Feldwebel befördert. Kurz nachher sandte man mich mit einem Lieutenant an der brabantschen Gränze auf Werbung. Wegen meiner Desertion war man völlig gesichert, weil der Capitain den

Rest

Rest meines Erbtheils in Händen, und folglich den Knopf aufm Beutel hatte. Doch dauerte die Werbung mit mir nicht lange. Ich verspielte die mir anvertraueten Gelder, und bekümmerte mich wenig um die Rekruten. Man sandte mich daher bald ans Regiment wieder zurück, das in Altbrandenburg lag. Mein Quartier war bei einem Schuster, mit dessen Frau, die eine schöne Brünette war, ich auf einen ziemlich vertrauten Fus lebte. Diese Freude erreichte auch bald ein Ende, indem das Regiment zum Ausrücken ins Lager bei Magdeburg beordert wurde.

Sechszehntes Kapitel.

Magdeburg. Schatzgraben, eine fast unglaubliche Geschichte, die mir nicht wohl bekam.

Nach geendigtem Lager wurden wir in Magdeburg in Garnison gelegt. Bei der starken Besatzung, die da war, musten wir uns mit schlechten Quartieren behelfen. Ich erhielt das meinige bei einem Tagelöhner. Dieser Mann erzählte mir, daß immer des Abends in seinem Keller eine Flamme aus der Erde hervorbrach, die lichterloh brannte, ohne jedoch Schaden zu thun. Er glaubte, daß ein Schatz daselbst verborgen seyn müste, und

ich

ich pflichtete seiner Meinung bei. — Zugleich erbath er sich meinen Rath und Beihülfe, wie dieser Schatz zu bekommen. Ich versprach ihm alles. Die Grundsätze, die ich aus dem Buche, der große Christopher, dessen ich schon oben erwähnet habe, erlernet hatte und mir noch in frischem Andenken waren, dachte ich hier anwendbar zu machen. Ich hatte selbst die Flamme gesehen. Nach geschehenen Vorbereitungen schritten wir zur Sache. Es waren ausser mir noch sieben Personen gegenwärtig. Ein tiefes Stillschweigen muste beobachtet werden. Die Flamme zeigte sich. Ich schlug eine Wünschelruthe an, und machte um die Stelle, wo sie mich hinzog, ein großes Creuz, und um dieses drei Kreise. Fünf Personen musten sich in den ersten Kreis, und zwei, die eben so viel Wachslichter hielten, in den zweiten Kreis stellen; ich selbst trat in den dritten. Nach Anweisung des Buchs verrichtete ich die Citation dreimal in lateinischer Sprache. Plötzlich entstand im Keller ein so entsetzliches Getöse und Krachen, gleich einem Donnerwetter, daß uns allen nicht wohl dabei zu Muthe ward. Die beiden, die die Lichter hielten, ließen sie vor Schrecken fallen. Es zeigte sich gegen uns über ein Schatten von einem großen Löwen, und alles wurde stille. Ich fuhr mit den Beschwörungen fort, that Fragen an den Schatten, der sie mit brüllender Stimme jedesmal beantwortete, und uns den aufgesperrten Rachen zeigte. Die Fragen die ich that, waren folgende:

gende: Ob an diesem Ort ein Schatz vergraben sey? Ja. Ob er zum Nutzen der Menschen könne gehoben werden? Ja. Ob er mit Schaden für die Seele eines Menschen verknüpft sey? Nein. Wodurch er könne gehoben werden? Durch ein kohlschwarzes Huhn. Zu welcher Zeit dieses solle gebracht werden? In der Freitagsnacht zwischen eilf und zwölf Uhr. Ob dieser Schatz groß oder klein sey? Es haben Kindes-Kinder einen Ueberflus davon. Ich sagte das im Buche vorgeschriebene Gebeth vor- und rückwärts her, und der Löwe verschwand mit schrecklichem Gepraſſel. Wir verfügten uns darauf aus dem Keller. Ich gewann nun das Zutrauen dieser einfältigen Leute im höchsten Grade, da sie alles selbst mit angesehen und gehört hatten. Wir machten alle mögliche Vorkehrungen zur Freitagsnacht, und endlich erschien sie. Ich hatte den Leuten das äußerste Stillschweigen anempfohlen, bis ich sie anreden würde. Um eilf Uhr stiegen wir in den Keller hinab, ich mit der schwarzen Henne unterm Arm. Nach einer dreimaligen Citation zeigte sich der Löwe wiederum wie vorhin. Hier ist das Huhn, sagte ich, wo soll es hin? Wirf es in meinen Rachen, daß ich es verschlinge. Ich thats, und das Huhn verschwand. Nun rief eine brüllende Stimme dreimal: grabet. Fünf Leute, die mit Spaten versehen waren, fingen an zu graben. Sie stießen endlich auf eine große kupferne Platte, die über einem großen Kessel lag. Wie

wir

wir jene abnahmen, sahen wir diesen mit alter großer Silbermünze angefüllt. Das schwarze Huhn lag auf dem Kessel und war ganz verweßt. Ich sagte noch immer die vorgeschriebenen Formeln her. Mitten unter der Arbeit aber, konnte einer von den Gräbern sich nicht länger halten und rief: Nun haben wir bald gewonnen. Sogleich erfolgte ein gewaltiges Krachen, der Kessel mit dem Gelde verschwand, und der Gräber, der jenes gesprochen, lag todt auf der Erde. In welches entsetzliche Schrecken wir geriethen, läst sich nicht beschreiben. Kaum hatten wir Kräfte genug, um aus dem Keller zu kommen. Die Weiber, die zurück geblieben waren, heulten und winselten erbärmlich, liefen wie unsinnig durch die Straßen, so daß die ganze Stadt beinahe in Allarm gebracht wurde. Ich wollte diese Sache gerne verheimlicht wissen, weil ich üble Folgen befürchtete, wenn sie bekannt wurde. Allein die Weiber waren nicht zu steuern. Wir wurden sämmtlich in Verhaft genommen. Ich legte es anfänglich aufs Leugnen. Das Geständnis der andern aber zeugte wider mich. Diese Sache machte in der Stadt ein erstaunliches Aufsehen. Sie wurde an den König berichtet, der mich zum sechs und dreisig maligen Gassenlaufen und dreijährigen Sklaverei, die andern zum Vestungsbau auf sechs Jahre verurtheilte. Ein so tragisches Ende nahm diese Geschichte.

Sie-

Siebenzehntes Kapitel.

Schlesien. Bataille bei Molwiz. Friede. Diebstahl. Revüe. Abermalige Verurtheilung zum Tode. Pardon.

Zu meinem Glücke war der Marsch nach Schlesien vor der Thüre. Kaum hatte ich vierzehn Tage im Arrest gesessen, als die Regimenter zum Aufbruch Befehl erhielten. Der König war selbst in Magdeburg. Er begnadigte viele Verbrecher, und ich war auch unter deren Zahl. Wir wurden unter die Regimenter vertheilt. Ich erhielt einen Platz bei Prinz Leopolds Regiment. Von meinem noch übrig gebliebenen Capital, das sich auf drei hundert und funfzig Thaler belief, bekam ich während des Marsches eine tägliche Zulage. Im Felde hingegen verlangte ich nichts davon, weil ich mit Rauben und Plündern mir ein gutes Auskommen erwarb. Bei der Molwizer Bataille wurde ich zweimal verwundet, und meine beiden Seitenkammeraden blieben im Treffen. Mein Geschick wollte mir den Tod noch nicht gönnen. Ich wurde zu größern Leiden aufbewahrt. Nach geschlossenem Frieden im Jahr 1742. marschirten die Regimenter in ihre Garnisonen wiederum zurück, und das Prinz Leopoldsche nach Magdeburg. Von der im Kriege gemachten Beute lebte ich eine

Zeit-

Zeitlang nach meiner Art recht vergnügt. Wegen Handleistung bei einem Verbrechen, welches die Schamhaftigkeit zu nennen mir verbietet, mußten ich und noch ein Mitschuldiger Gassen laufen. Alle die Spitzbübereien zu erzählen, die ich hieselbst begangen, wäre zu weitläuftig. Ich lüge nicht, wenn ich die Anzahl derselben in einer Zeit von neun Jahren auf sechshundert setze. Fast immer kam ich gut davon. Wurde ich erhascht, so war die Besoffenheit Schuld daran. Ein sehr starkes Bier, das man in Magdeburg hatte, war für mich so reizend, daß der übermäßige Genuß desselben mich selten nüchtern werden ließ. Ganz berauscht übten mein Schlafkammerad und ich einen besondern Diebstahl aus. Der Leichnam einer adlichen Fräulein war in einem Gewölbe der Kirche beigesetzt. Wir hatten sie aufm Paradebette gesehen und bemerkt, daß sie zwei kostbare Ringe an den Fingern hatte. Der Besitz dieser Ringe war unser Wunsch. Um dazu zu gelangen, versteckten wir uns eines Abends in der Kirche. Bei nüchternem Muthe hätte ich dieses nie gewagt. Der Sarg war mit eisernen Schrauben wohl verwahrt, und es kostete unglaubliche Mühe, ehe wir denselben öfnen konnten. Endlich gelang es uns doch. Wir wurden Herren von den Ringen. Durch die Thurmthüre, welche von innen geöfnet werden konnte, nahmen wir unsern Ausgang. Nie wurden die Thäter dieses Diebstahls entdeckt. Nach etlichen Wochen verkauften wir die Ringe an ei-

nen durchreisenden Juden für acht und zwanzig Dukaten. Diese Summe setzte uns in den Stand, eine Zeitlang unsere Leidenschaft befriedigen zu können. Mich erwartete aber ein größeres Unglück. Prinz Leopold hielt Revüe über acht Regimenter. Sein eigenes zeichnete sich vor allen übrigen aus. Nach geendigter Musterung redete er dasselbe folgendergestalt an: Burschе, weil ihr heute mir besonders Ehre gemacht habt, so sollt ihr jeder vier Groschen bekommen, um euch lustig dafür zu halten, und wenn die Wirthe euch keine Krüge geben wollen, so werft ihnen die Töpfe entzwei. — Hier muß ich bemerken, daß dem Soldaten in der Schenke nie ein Krug, sondern ein Topf gegeben wurde, weil jener zu viel kostete, wenn der Soldat, wie oft in Trunkenheit geschah, ihn in Stücken warf. Aus einem Topfe zu trinken, war für den Soldaten, der auf seine Ehre hielt, unanständig. — Da der Oberste Siedorf, unter dessen Compagnie ich zuvor gestanden, diesen Befehl hörte, sagte er zum Prinzen: wenn der Windbeutel A. womit er mich meinte, dieses zu wissen bekömmt, wird er dem Befehl genau nachleben. Hier bin ich, sprach ich, trat aus dem Gliede, und zeigte mich dem Prinzen. Worauf er mir noch zwei Mark schenkte, um seine Gesundheit zu trinken, und obigen Befehl wiederholte. Mir durfte nur ein Fingerbreit eingeräumet werden, um eine Handbreit zu nehmen. Bei meinem Eintritt in ein Wirthshaus stand die Stubenthür offen.

offen. In der Stube saßen zwei Prediger und etliche Bürger, die beschlagene Krüge vor sich stehen hatten. Ein Soldat darf sonst nie in die Schenkstube kommen. Ich aber gieng dreist hinein, redete die Prediger auf lateinisch an, und erzählte ihnen meine Schicksale. Der eine von ihnen lud mich zum Sitzen bei sich ein und nöthigte mich zum Trinken. Nach ausgestandenen Strapazen kam mir dieses überaus wohl zu statten, und ich bediente mich dieser Erlaubnis so sehr, daß der Kopf schon anfieng ganz benebelt zu werden. Mitten unter den Gesprächen trat der Wirth, ein großer feister Mann, aber auch ein grober Tölpel herein. Was macht ihr hier in der Stube, heraus mit euch, redete er mich an. Ich entschuldigte mich aufs beste mit der Einladung der Prediger, und diese bekräftigten meine Aussage. Dies half aber nichts: ich sollte aus der Stube. Bring ihm einen Topf mit Bier, rief er der Magd zu. Herr Wirth, sagte ich, indem ich aufsprang, ich sehe wohl daß Er ein grober Esel ist. Wenn Er den Befehl des Prinzen Leopold wüste, so würde Er anders sprechen. Was schiert mich euer Prinz, war seine Antwort. Hier ist der Topf! Ich nahm denselben und warf ihn ihm gerade an den Kopf. Er besann sich nicht lange, faßte mich an und streckte mich zu Boden. Ich entwickelte mich seinen Händen und grif zum Säbel. Wie er dies sah, lief er davon und ich hinter ihm ein mit dem bloßen Gewehr. Meine Wuth war aufs höchste gestiegen, so daß ich meiner Sinnen nicht mehr Meister war. Der

Wirth rannte in den Keller und ich nach. Unterwegens streifte ich einem Jungen den Arm, eine Weibsperson, die ein jähriges Kind auf den Armen hatte, verwundete ich auch, das Kind aber stieß ich durch und durch. Es lebte nur noch eine halbe Stunde. Alles dieses ließ mich in Verfolgung des Wirths jedoch nicht stöhren. Inzwischen konnte ich ihn nicht erreichen. Durch eine Hinterthür war er glücklich entwischt. Ich kühlte meine Rache an den im Keller befindlichen Bierkonnen, und hauete die Zapfen davon weg, so daß man im Bier schwimmen konnte. Während daß ich so hauste, hatte man die Wache geholt. Der Wirth und ich wurden in Arrest gesetzt, jener auf die Hauptwache, ich in die Citadelle. Im Verhör erzählte ich den ganzen Vorfall mit allen Umständen, und berief mich auf das Zeugnis der dabei gewesenen Prediger und Bürger, die auch ihren Eid darauf ablegten. Prinz Leopold nahm sich meiner in dieser Sache sehr an. Er berichtete sie mündlich dem Könige und legte ihm das Urtheil des Kriegsgerichts zur Entscheidung vor. Der Aufenthalt des Königs in Schlesien und die kritischen Zeiten, worin der König sich befand, die seine ganze Aufmerksamkeit erforderten, verursachten eine lange Verzögerung in dieser Sache, und mir einen langen Arrest. Endlich erfolgte das Urtheil. Der Wirth muste tausend Thaler an die Recrutencasse, dem Lehrjungen und Frauenzimmer, die ich verwundet hatte, jedem hundert

Tha-

Thaler, und meine Tractamente während des Arrestes bezahlen. Für mich sah es hingegen übel aus. Ich sollte durchs Schwerd meinen Kopf verlieren. — Der Oberste gab mir aber insgeheim die Versicherung, daß ich Pardon erhalten würde. Zugleich mit mir sollte ein Lieutenant, der seinen Wirth in Berlin erschossen, auf dieselbe Weise hingerichtet werden. Wir wurden als gleiche Brüder in eine Stube gesetzt. Er war stets niedergeschlagen und bereitete sich recht aufrichtig zum Tode. Ich war munter und vergnügt, und lies das, was mir an Speise und Trank gereicht wurde, mir wohl schmecken. Ueber diese ruhige Gemüthsverfassung wunderte der Lieutenant sich. Ihm war die Ursache dazu unbekannt. Die Ermahnungen des Predigers wollten auch nichts bei mir fruchten. Der Tag der Execution kam. Wir wurden beide zum Richtplatz geführt. Der Lieutenant hielt eine bewegliche Abschiedsrede. Nach vorgelesenem Urtheil fiel er mir um den Hals, küßte mich inbrünstig, und nahm Abschied von mir. Einen Augenblick darauf lag der Kopf ihm zu Füßen. Nun kam die Reihe an mich. Ich sah den Major an, und erwartete das Wort: Pardon. Anstatt dessen aber befahl er dem Scharfrichter, mich vorzunehmen. Auf einmal entfiel mir der Muth und ich war meiner nicht mehr bewust. Während diesem wurde ich entkleidet. Endlich faßte ich mich wieder und rief mit bebender Stimme, Herr Major, keinen Par-

don? Ja, sagte er, Pardon, vier und zwanzig mal Spiesruthen. Diese Strafe wurde auch gleich vollzogen. Ich fühlte die Schmerzen derselben fast gar nicht, weil die Todesangst mich noch betäubt hatte.

Achtzehntes Kapitel.

Marsch nach Breslau. Feldzug. Berlin. Besuch bei meiner Schwester.

Kaum war ich von meinen Wunden wieder hergestellt, als alle Regimenter Befehl erhielten, nach Schlesien aufzubrechen. Das Prinz Leopoldische rückte in Breslau ein, wo der König damals sich aufhielt, und die Regimenter musterte. Ich wurde dem Könige vom Prinzen Leopold vorgestellt, und jener war so gnädig, mich bei seiner Leibgarde zu Fus anzusetzen. Halt dich im Felde gut, sagte der König, so sollst du meine Gnade haben. Bei der Garde stand meiner Mutter Bruder als Oberster. Diesem war es gar nicht gelegen, mich in der Nähe bei sich zu haben, weil er meinetwegen viele Verdrieslichkeiten befürchtete. Er sowohl als meine übrigen Verwandten wünschten nichts so sehr, als daß eine Kugel mich aus der Welt je eher je lieber schaffen möchte, und der bevorste-

vorstehende Krieg gab ihnen dazu Hofnung. Allein sie wurde nicht erfüllt. Obgleich ich den Schlachten bei Striegau, Hohenfriedberg und Kesselsdorf mit beigewohnt, bin ich doch stets ohne gefährliche Wunden davon gekommen. Bei meinem Aufenthalt in Böhmen erlernte ich von einem blinden Manne die Kunst, die Nativität zu stellen, womit ich nachher ziemliches Geld verdiente. Im Felde hatte ich immer voll auf. Das Plündern in des Feindes Ländern, und besonders in den Klöstern erwarb mir reichliche Beute. Wär ich ein besserer Haushälter gewesen, so hätte ich ein artiges Capital auflegen können. Allein dieser Gedanke war weit von mir entfernt. Ich überließ einem jeglichen Tage seine eigene Plage und sorgte nicht für den andern Morgen. Daher war ich nach geendigtem Feldzuge eben so arm, und noch ärmer als vorhin. Den Rest meines Vermögens hatte ich dabei zugesetzt. Meine Bestimmung zum Unglücke war einer weitern Beförderung in Kriegsdiensten stets entgegen. Die geringste Hofnung zum Glück wurde durch einen Unfall immer wieder zertrümmert. — Nach geschlossenem Frieden gieng der König mit der Avantgarde, wobei ich war, nach Berlin. Wie sehr erschrack meine Schwester, als ich einen Besuch bei ihr ablegte. Sie hatte nichts weniger gewünscht und geglaubt, als meinen Tod. Ich wuste ihre Denkungsart, verstellte mich aber so gut ich konnte. Eine goldene Uhr, die mir bald in die Augen fiel,

machte ich zur Beute, ohne daß sie es merkte. Beim Weggehen beschenkte sie mich mit zwei Louisdors. Tages darauf versetzte ich die Uhr aufm Leihhause für vierzig Thaler, und sandte den erhaltenen Schein nebst einem Billet an meine Schwester. Diese That bewürkte einen Befehl von meinem Lieutenant, ohne seine ausdrückliche Erlaubnis das Haus meines Schwagers nicht zu betreten. Ueber dieses Verbot tröstete ich mich leicht. Jenes Geld verschafte mir Gelegenheit, mich während der acht Tage, daß wir uns in Berlin aufhielten, mit meinen Bekannten zu vergnügen. Die Spiel- und Hurenhäuser wurden nicht vergessen. Zu geschwind für mich verfloß die Zeit, und von dem Gelde waren nur zwölf Thaler übrig, als wir nach Potsdam aufbrachen, wohin wir beordert waren.

Neunzehntes Kapitel.

Potsdam. Nativitätstellen.

Mein Vetter war Oberster und Chef des dritten Bataillons Garde, das in Potsdam zur Besatzung lag. Er hielt mich überaus scharf und lies auch nicht das geringste Versehen ungeahndet hingehen. Hingegen sorgte er auch für meinen anständigen Unter-

Unterhalt. Ich erhielt jährlich zwei Montirungen, und täglich acht Groschen Zulage. Bei der Wirthschaft aber, die ich führte, wollte dies nur wenig verschlagen. Dem Gesöf hatte ich mich zu zu sehr ergeben, als daß noch Hofnung zu meiner Besserung seyn konnte. Schlechte Gesellschafter bestärkten mich in den Lastern. Ausschweifungen in denselben erforderten viel Geld. Um dieses herbeizuschaffen, muste ich zu der in Böhmen erlernten Kunst, dem Nativitätstellen, das mir schon ehemals einträglich gewesen war, meine Zuflucht nehmen. Dieses gieng auch recht gut von statten. Einfältige Leute hielten mich für einen Hexenmeister, vernünftige hingegen sahen es als einen Zeitvertreib an. Daß die ganze Kunst in Betrügerei bestand, darf ich wohl nicht erinnern. Die Entdeckung der Thäter von Diebstälen erwarb mir besonders vielen Verdienst. Nicht selten hatte ich dergleichen selbst verübt, und um so leichter war es, die gestohlnen Sachen wieder herbei zu schaffen. Für meine Bemühung war denn die belobte Prämie immer ein sicherer Gewinn. Ich wurde so berühmt, daß Leute zehn und mehrere Meilen weit zu mir kamen, um mich um Rath zu fragen, wenn ihnen Sachen entwendet worden waren. Schlug meine Kunst auch bisweilen fehl, so wuste ich doch den Leuten die Augen so zu verblenden, daß sie keine Betrügerei darunter merken konnten. — Eine sonderbare Begebenheit, die mir bei dem Nativitätstellen auffties, muß ich doch erzäh-

len. Ich sollte einem von des Königs Leibpagen, Namens Drösde, sein künftiges Schicksal voraus sagen. Ich prophezeiete ihm innerhalb sechs Wochen ein großes Unglück, das ihm bevorstünde. Er würde mit einem andern Pagen in ein Duell gerathen, selbst drei Wunden erhalten, den andern aber erstechen und darüber zwar zum Tode verurtheilet werden, aber Pardon erhalten, und zwei Jahre auf die Citadelle kommen. Er lachte über diese Aussage aus vollem Halse, und hielt sie für das, wofür ein jeder Vernünftiger sie halten muste, für Fabel. Schon war dieses ganz in Vergessenheit bei ihm gerathen, als sich gegen das Ende der bestimmten Zeit folgendes zutrug. Ein Page des Prinzen Heinrich hatte dem Drösde einen Brief aus der Tasche gezogen, den er von einem gewissen adelichen Fräulein erhalten hatte. Dieser merkte die Entwendung des Briefes nicht. Ein anderer aber gab Drösde Nachricht davon. Sogleich lief er auf den Thäter zu, riß ihm den Brief aus den Händen, und warf ihm diesen Streich mit derben Scheltwörtern vor. Der andere erwiederte sie, und diese gegenseitige Beschimpfung konnte nur durch Blut weggewischt werden. Es wurde ein Duell verabredet, und der königliche Reitstall zum Kampfplatz bestimmt. Beide erschienen zur festgesetzten Stunde. Drösde erhielt drei Wunden im Kopf. Dieses brachte ihn dermaßen in Wuth, daß er seinen Gegner auf der Stelle erstach. Die Folge davon war seine Festnehmung.

Wäh-

Während seines Arrestes lies er mich zu sich rufen. Er erinnerte sich meiner Prophezeiung und fragte, ob der Ausfall seiner Sache derselben entsprechen würde. Ich blieb bei meiner Behauptung. Doch wollte er ihr nicht völlig Glauben beimessen, bis ich sie auf inständiges Begehren ihm schriftlich aufsetzte. Das über ihn gefällte Urtheil sprach ihm den Kopf ab. Wie der Prediger, der ihn zum Tode bereiten sollte, zum erstenmal ihn besuchte, zeigte er demselben den schriftlichen Aufsatz meiner Punktirungen, auf welche sich die Prophezeiung wegen seines Schicksals gründete. — Da der Geistliche sah, von welchen Grundsätzen der Page eingenommen war, so verlies er ihn, ohne sich wegen der Absicht seines Kommens weiter mit ihm einzulassen, nahm den schriftlichen Aufsatz mit sich, und stattete sofort dem Könige Bericht von seinem Besuche ab, wozu er im voraus war befehliget worden. Zugleich überreichte er dem Könige das von mir aufgesetzte Prognosticon, nach dessen Durchlesung er sogleich Befehl ertheilte, mich vor ihm zu führen. Ich war eben auf der Wache und konnte die Ursache dieses Befehls gar nicht errathen. Man führte mich ins Zimmer des Königs, der mich so anredete: Heist du nicht N. Ja. Ihro Königl. Majestät. Bist du nicht im letzten Feldzuge bei der Avantgarde gewesen? Ja. Hast du dieses Prognosticon des Pagen Drösde aufgesetzt? Ja. Darauf sprach der König lächelnd: Windbeutel, wie kannst du wissen, daß der Page Par-

don

don bekommen wird. Kannst du mir ins Herz sehen? Ich antwortete, daß der Planet des Pagen es so mit sich brächte, daß er in das Unglück gerathen muste, allein daß die Fügung des Schicksals auch Sr. Majestät Herz zur Gnade für ihn lenken würde. Du bist ein Narr, versetzte der König, sieh ein andermal besser in den Planeten, sonst ist es um deinen Kopf ebenfalls geschehen. Diese Worte giengen mir durch die Seele, und gaben mir Stof zum Nachdenken. — Der Executionstag des Pagen war da. Alle Vorbereitungen waren gemacht. Mir selbst wurde bei Erblickung derselben übel zu Muthe. Fast verzweifelte ich an der Wirklichkeit meiner Prophezeiung. Indem der Page niederkniete, um den letzten Streich zu empfangen, fiel er in Ohnmacht, und zugleich wurde Pardon gerufen. Wie froh ward ich! Durch stärkende Mittel brachte man den Pagen wieder zu sich. In Gegenwart aller Zuschauer fiel er mir um den Hals, küßte mich, und dankte für meine Wahrsagung, die ihn bis an den letzten Augenblick der Todesangst mit Muth beseelt hätte. Ich begleitete ihn nach dem Gefängnisse zurück, aus welchem er nachher auf die Festung gebracht wurde.

Zwanzigstes Kapitel.

Fernere Wahrsagungen. Freilich keine übernatürliche.

Kaum war diese Scene vorbei, als der Ordonnanzpage mir den Befehl brachte, vor den König zu kommen. Dieser sas in seinem Garten auf einer Rasenbank mit dem Herzog von Hollstein, und General Rotenburger. Er war sehr aufgeräumt, und sagte zu mir: Nun, Windbeutel, dieses mal hast du in deinem Planeten nicht fehl gesehen. Ich hätte aber das Trinkgeld nicht mit dir theilen mögen, wenn es übel ausgefallen wäre. Ja, antwortete ich, mir war gar nicht wohl, als die Publicirung des Pardons so lange ausblieb. Worüber der König lachte und mir einen Dukaten reichen lies, um seine Gesundheit zu trinken. Ich dankte unterthänigst für diese Gnade, und war im Begrif wegzugehen, als der General A. mich wieder zurück rief. Weil du doch, sagte er, so gut wahrsagen kannst, so kannst du wohl errathen, wie viel Geld der Herzog bei sich hat. O ja, antwortete ich, das ist eine Kleinigkeit. Gut, sagte der König, zwei Dukaten, wenn du es erräthst, aber funfzig Fuchtel im Gegentheil. Dis gehe ich ein, war meine Antwort. Geruhen Ew. Durchlaucht die Dukaten genau nachzuzählen,

len, damit nachher kein Irrthum entstehe. Während dem Zählen muste ich mich etliche Schritte von ihnen entfernen. Der König half dem Herzog beim Zählen. Ich freuete mich schon insgeheim, wie ich sie beide anführen wollte. Die Munterkeit und gute Laune des Königs machten mich dreiste, und wenn dies der Fall war, konnte man en Camerad mit ihm umgehen. Ich wurde zurück gerufen. Der König hielt den Beutel mit den Dukaten fest in der Hand und fragte mich: wie viele sind darin? Geruhen Ew. Majestät zwei Stück aus dem Beutel zu nehmen und auf den Tisch zu legen, antwortete ich, so will ich die Anzahl der übrigen gleich ausrechnen. Der König thats. Darauf fragte ich den Herzog, ob auch diese zwei Dukaten mir gehören sollten, wenn ich die Summe der andern errieth. Ja, sagte er. Ich steckte sie gleich zu mir. Nun, wie viel ist im Beutel, fragte der König. Es sind zwei Dukaten weniger darin, als Ew. Majestät zuvor hineingezählt haben. Ja, so kann ich auch wahrsagen, sprach der König, wobei er und die andern sich des Lachens nicht enthalten konnten. Inzwischen hatte ich gewonnen. Der Herzog reichte mir die zwei Dukaten, die der König mir versprochen, wobei dieser lachend zum Herzog sagte: Vetter, das geht über deine Börse her. Während dieser Rede sah der König seinen Bruder den Prinzen Ferdinand kommen. Wart, sagte er zum Herzog von Hollstein, du sollst deinen Schaden bald wieder

der ersetzt bekommen. Ich will mit Ferdinand gleich eine Wette anstellen. Monsieur, redete der König ihn an, ich wette mit Euch um hundert Dukaten, daß ich errathen will, wie viel Geld Ihr in Eurer Börse habt. Ja, antwortete der Prinz, es gilt. Der König befahl ihm, das Geld nachzuzählen, und verfuhr nun auf dieselbe Weise, wie ich zuvor. Nichts anders, sagte der Prinz, das kann ich auch. Nachdem ich es Euch gewiesen, war die Antwort des Königs, so ist es keine Kunst, allein die Wette hab ich gewonnen. Der Prinz zahlete dem Könige die hundert Dukaten, und dieser schenkte sie an den Herzog, der auf diese Art mehr als schadlos wurde. Ich begab mich mit meinem Gelde auf ein Weinhaus. Es wurde ziemlich gezecht. Benebelt vom Rebensafte gerieth ich in Händel mit einem Soldaten von der Garde. Mitten unter dem Lärm trat ein Unterofficier herein, nahm mir den Säbel ab, und wollte mich in die Wache bringen. Alles Bitten und Flehen war umsonst. Ich muste folgen. Der Weg gieng über eine Zugbrücke, die mit einem niedrigen Seitengeländer versehen war. Ich gab ihm von hinten einen so derben Schub, daß er von der Brücke herab in den Stadtgraben purzelte. Es war nicht lange Zeit sich hier zu bedenken, oder stille zu stehen. Ich eilete nach einem andern Wirthshause, wo man mich so leicht nicht finden konnte. Indessen hatte man mich allenthalben aufgesucht, wiewohl vergebens, und

als ich nach geschlagenem Zapfenstreich in mein Quartier gieng, warteten schon drei Unterofficier meiner, die mich sogleich in Arrest brachten. Jetzt erfuhr ich, daß der Unterofficier, den ich über die Brücke ins Wasser geworfen, und der mit genauer Noth gerettet worden war, mich als den Urheber seines Unglücks angegeben hatte. Bei angestelltem Verhör leugnete ich, dieses mit Vorsatz gethan zu haben, überführte den andern der Betrunkenheit, gestand auch in demselben Fall gewesen zu seyn, und brachte die Richter dahin zu glauben, daß der Unterofficier durch seine eigene Schuld ins Wasser gestürzt wäre. Ich entkam also mit gelinder Strafe. Wegen geschriebener falschen Pässe und Capitulationen muste ich hingegen eine härtere Büßung dulden. Die von mir verübten Diebstäle wurden selten entdeckt. Den Gewinn davon theilte ich mit einer Maitresse, die ich mir hielt. Oftermalen hatte ich ja selbst beim Könige um die Erlaubnis angehalten, sie mir zur Frau antrauen zu dürfen, allein meine Bewerbungen waren immer fruchtlos. Wie bekannt ist, so hielt es ausserordentlich schwer für den preußischen Soldaten einen Trauschein zu erhalten. Der König glaubte, der Muth der Soldaten würde dadurch geschwächt, wenn sie ihr Herz an eine Frau fesselten. Er erlaubte ihnen daher so viele Kebsweiber zu halten, als sie wollten, und sorgte väterlich für die Kinder derselben.

Ein

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Entdeckung eines sonderbaren Diebstals.

Das Gerücht von meinen Wahrsagungen hatte mich in einen großen Ruf gebracht, und der gemeiniglich glückliche Ausfall derselben, mir das Zutrauen vieler Leute erworben. Eines Tages wurde ich zu einer gewissen Oberhofmarschallin gerufen, um den Thäter eines großen Diebstals, der in ihrem Hause geschehen war, ausfindig zu machen. Es waren nämlich ein ganzes silbernes Tafelservice, eine goldene Uhr, Tabatiere, Ringe und Ohrengehänge in einer Nacht entwendet worden. Man hatte die Fenster des Zimmers, in welchem diese Sachen befindlich gewesen, wie auch die Thüre desselben am folgenden Morgen offen gefunden. Ungeachtet aller Mühe und Kosten, die auf die Entdeckung des Thäters angewendet worden, war man demselben noch nicht auf die Spur gekommen. Mir wurde eine Belohnung von hundert Thalern versprochen, wenn ich die gestohlnen Sachen wieder herbei schaffen könnte. Ich nahm dies Anerbieten an, und bestimmte eine gewisse Zeit zur Anstellung meiner Probe. Diese bestund darin. Alle im Hause musten vor mir erscheinen und in einen Kreis treten, den ich bezeichnet hatte. Eines jeden Namen schrieb ich auf einen be-

sondern Zettel. Darauf machte ich allerhand Characteren, biß in die Zettel, worauf die Namen standen, legte in einen jeden ein Stück Geld, ging zum Feuer, als wenn ich das Geld schmelzen wollte, wie man glaubte, daß es wirklich geschah, vertauschte aber in der Geschwindigkeit den Zettel mit einem andern, und steckte das Geld zu mir. Wie ich hiemit fertig war, musten alle Personen wiederum sich in einen Kreis um mich stellen, wobei ich ihnen sagte, daß, wenn der Thäter unter ihnen befindlich sey, und nicht innerhalb vier und zwanzig Stunden die gestohlnen Sachen herbeischafte, er morgenden Tages ein Zeichen an dem Backen haben würde, woran man ihn erkennen könnte, und welches er seine ganze Lebenszeit an sich tragen müste. Dieser Kunstgrif, wodurch ich den einfältigen Leuten eine Furcht einjagte, gelang, und der Dieb meldete sich bald. In dem Hause hielt sich ein armes Fräulein auf, die der Marschallin zur Gesellschaft diente, und bei ihr sehr angeschrieben stand. Dieses Fräulein hatte mit einem Pagen in so großer Vertraulichkeit gelebt, daß die Spuren davon nicht länger unentdeckt bleiben konnten. Beide beschlossen, heimlich davon zu gehen. Von Vermögen entblößt, und ohne weitere Unterstützung konnten sie ihr Vorhaben nicht wohl ausführen, wenn sie nicht darauf sinnten, auf irgend eine Weise die Kosten dazu herbeizubringen. Der Diebstal wurde verabredet und ins Werk gesetzt. Bis zur Flucht

hatte

hatte man die Sachen irgendwo aufbewahrt. Kaum hatte ich das Haus verlassen, als das Fräulein eine vertraute Person zu mir sandte, mit der Bitte, sogleich zu ihr zu kommen. Sie erwartete mich schon an der Thüre, und führte mich in ihr Zimmer, das sie hinter sich verschlos. Bestürzt und neugierig sehnte ich mich nach dem Ausfall dieser Begebenheit. — Sie entdeckte mir unter Vergießung vieler Thränen, die That, nebst deren Ursache, und zugleich den Ort, wo die entwendeten Sachen sich befänden, und bat mich inständigst, sie auf eine gute Art aus dieser Sache herauszuziehen, damit kein Verdacht gegen sie entstünde, und ihre Ehre nicht darunter litte. Diese Bitte begleitete sie mit einem Geschenk von fünf und zwanzig Dukaten und Versprechen von mehreren. Ich versicherte sie heilig und theuer, sie nicht zu verrathen, und dafür Sorge zu tragen, daß alles einen guten Ausfall gewönne. Niemand im Hause hatte weder meine Ankunft, noch meinen Weggang bemerkt. Nach Verlauf von vier und zwanzig Stunden, als welche Zeit ich zu meiner Wiederkunft bestimmt hatte, stellte ich mich bei der Marschallin wieder ein. Ihr Gemahl war ebenfalls zu Hause. Alles drängte sich um mich herum, und verlangte zu wissen, was ich gutes mitbrächte. Haben Sie den Dieb heraus, fragte die Marschallin mich beim Eintritt ins Zimmer? Den Dieb gerade nicht, war meine Antwort, allein die Sachen sind noch alle im Hause.

Ey, das ist ja schön. Wo liegen sie denn? In dem und dem Zimmer. Ich bezeichnete dadurch eins von denen im Gartenhause, das man jetzt, weil es Winter war, nicht besuchte. Wir gingen hinein, und fanden alles was vermißt worden. Das Fräulein war stets gegenwärtig und hatte die Verstellungskunst so sehr in ihrer Gewalt, daß keiner auch nicht den entferntesten Argwohn gegen sie haben konnte. Ich bekam die Belohnung von hundert Thalern, und das Versprechen einer gleichen Summe, wenn ich den Dieb herbei schafte. Obgleich der Reiz dieses Geldes manchen, auch nicht einmal so schlechten Menschen, wie mich zu einer treulosen Handlung verführt haben würde, so hielt ich doch redlich mein, dem Fräulein gegebenes Wort. Drei oder vier Monate nachher offenbarte das Fräulein selbst diese That auf dem Todbette, auf welches ein unglücklicher Versuch, ihre Frucht zur Abwendung der sie erwartenden Schande abzutreiben, sie gelegt hatte.

Zwei und zwanzigstes Kapitel.

Mein vermeinter Tod. Genesung. Sonderbarer Traum.

Im Jahr 1747. stieß mir zu Potsdam, als ich noch bei der Leibgarde des Königs stand, folgende sonder-

sonderbare Begebenheit auf, die manchen unglaublich scheinen könnte. Der König hielt Musterung über die dorten liegenden Regimenter, und commandirte sein eigenes selbst. Wir sollten zur Chargirung uns fertig machen. Ich befand mich im ersten Peloton auf dem rechten Flügel, und da ich das Commandowort nicht bemerkte, fiel ich, statt hervorzurücken, nieder. Der König wurde dieses nicht gewahr, allein der Capitain, der das Peloton führte, und dessen Aufmerksamkeit mein Versehen nicht entgangen war, stieß mit allen Kräften mir das Espanton gerade unter die Herzgrube, daß ich sogleich sinnlos zur Erde stürzte. Ich wurde darauf hinter die Fronte gezogen, und der Regimentsfeldscheer, der von dem Stoß nichts wuste, öfnete mir eine Ader, jedoch ohne Erfolg. Es kam kein Tropfen Blut heraus. Man schlepte mich nachher als einen Todten nach dem Lazareth, und berichtete dem König, daß der Wahrsager, so bezeichnete man mich vor ihm, an einem Steckflusse verstorben sey. Niemand betrauerte mich mehr, als mein Liesgen, die nun aller Unterstützung beraubt war. Sie sorgte auch für meinen Anzug im Sarge, in welchen ich noch an demselben Tage gelegt, und in die Todtenkammer gesetzt wurde. Bis zur Beerdigung, die um zwey Tage geschehen sollte, stand der Sarg offen. Die stille Lage, worin ich mich befand, bewirkte vermuthlich, daß das Blut, welches nach dem Stoß ums Herz geronnen war, sich allmählig wieder

zertheilte und in Umlauf kam. Eine Folge davon war, daß ich einige Stunden vor meinem Begräbnis einen heftigen Blutsturz bekam, nach dessen Ergießung ich Athem schöpfen konnte, und mich so weit erhohlete, daß ich mich im Sarge aufrichtete. Wie erschrak ich nicht, als ich meine Lage betrachtete und die traurigen Gegenstände sah, die sich mir darstellten. Es war mir unbegreiflich, wie ich hieher gekommen! Deß nach dem Stoß mit mir vorgenommenen, konnte ich mich gar nicht besinnen. Eben so wenig war es mir möglich, das zu enträthseln, was man ferner mit mir vornehmen wollte. Nach vielen vergeblichen Versuchen gelang es mir endlich, mich aus dem Sarge heraus zu zwingen. Kaum erlaubten noch die übrigen Kräfte, die durch jene Anstrengung fast ganz erschöpft waren, mich in die Lazarethstube hineinzuschleppen. Was meine Erscheinung bei den Anwesenden für eine Empfindung hervorgebracht habe, darf ich wohl nicht sagen, und ist ausser aller Beschreibung. Es war Vormittags um zehn Uhr, und doch hielt ein jeder mich für ein Gespenst, und wuste vor Schrecken nicht wo er hin sollte. Als ich aber zu reden anfing und fragte, was man mit mir vorhätte, und wie ich mit Blut so zugerichtet sey, merkten sie, daß ich wieder ins Leben gekommen, konnten aber meinen jetzigen Zustand sich eben so wenig erklären als ich selbst. Meine erste Empfindung war Hunger. Ich verlangte also etwas zu essen, und man reichte

mir

mir das, was vorräthig war, welches jedoch in meinen hungrigen Magen nur wenig verschlagen wollte. Noch konnte ich mich meines Zustandes während der Zeit, da ich im Sarge gelegen, nicht erinnern. Ein Traum, den ich gehabt hatte, bemeisterte sich meiner ganzen Einbildungskraft so sehr, daß ich meinen jetzigen Zustand auch für nichts anders hielt. Ich hatte geträumt, daß ich mich auf einer schönen grünen Wiese befände, deren Blumen mir Wohlgeruch entgegen dufteten und meine ganze Seele erquickten. Diese Wiese durchströmte ein klarer Flus mit hinreissender Schnelligkeit. Plötzlich erschienen einige Männer, die mit einem Kahn angefahren kamen, und riefen mir zu, bei ihnen einzusteigen, da die Glocke geschlagen. Ich thats. Mit vieler Gefahr, durch den gewaltigen Strom des Flusses verursacht, brachten sie mich endlich an eine Pforte, wo die Ueberschrift mit goldenen Buchstaben stand: Eingang ins Reich der Todten. Hier setzten die Fährleute mich aus, und verschwanden. Nicht lange darauf kam ein Greis, dessen silberner Bart über den Gürtel gieng, aus der Pforte, und fragte mich, wer ich sey, woher ich käme und wie ich in der Welt gelebt habe. Nachdem ich ihm alles beantwortet hatte, verschwand er ebenfalls. Gleich nachher traten zwei Männer, deren Anblick Grausen erregte, zu mir, und sagten mit fürchterlicher Stimme: Gehe ein in das Reich der Todten. Sie führten mich in der Mitte zwischen

sich durch einen finstern Gang, dessen Ende unabsehbar war. Zur rechten Seite desselben erblickte ich die kostbarsten Zimmer, die zur linken aber glichen den abscheulichsten Gefängnissen. Bei diesem Durchmarsch, der nur langsam geschah, sah ich den König Friedrich Wilhelm, den Fürsten von Anhalt Dessau und viele Generals, die in dem letzten Kriege geblieben und mir wohl bekannt waren. Mit einigen gerieth ich in ein Gespräch, die Begebenheiten der Oberwelt betreffend. Friedrich Wilhelm lies mir einen Becher mit Wein einschenken, und, als ich im besten Trinken beschäftigt war, erwachte ich, und sah mich mit Blut übergossen im Sarge liegen. — Meine Wiederauferstehung wurde bald in der ganzen Stadt ruchtbar. Mein Vetter, der diesem Gerüchte nicht trauen wollte, und die Wahrheit desselben auch nicht wünschte, aus Ursachen, deren ich zuvor erwähnet, kam in Begleitung vieler Officiers zu mir. Er stuzte anfangs, und konnte vor Erstaunen kein Wort herausbringen. Endlich sagte er: Nun, das hätte ich nie geglaubt, daß ihr ins Leben zurückkehren würdet. Die Hälfte meines Vermögens hätte ich darum gegeben, wenn man euch erst würde begraben haben. Ihr seyd noch zu etwas ausserordentlichen vom Schicksal aufbehalten, ob zum Guten oder Bösen, wird die Zeit lehren. Eine starke Chronik könnte man von euch schreiben. Hierauf muste ich ihm den ganzen Vorfall erzählen. Die Neugierde hatte

unter-

unterdessen viele Leute herbeigezogen, um mich zu sehen. Unter ihnen befand sich auch der Regimentsfeldscheer und der Capitain, der die Ursache meines Unglücks gewesen. Jener untersuchte mich genau und fand an der linken Seite der Brust unterm Herzen, einen blauen Fleck und die Gegend da herum etwas geschwollen. Er verordnete mir sogleich einige Arzeneien und ertheilte Vorschriften, wie es mit meiner Diät gehalten werden sollte. Bei dem an den König abgestatteten Rapport wuste er sich so geschickt aus der Sache herauszuwickeln, daß jener den wahren Zusammenhang derselben nicht erfuhr. Jedoch befahl der König meinem Vetter, mich nach erfolgter Genesung ihm vorzustellen. Dieses wünschte freilich dieser nicht und noch weniger der Capitain, aus Furcht, ich möchte dem König die Wahrheit erzählen. Niemand nahm aufrichtigern Antheil an meiner Wiederherstellung als Liesgen, die sich vor Freuden kaum zu lassen wuste. Durch meinen Verlust wäre sie auch in den elendesten Zustand gerathen. Zwei Söhne hatte sie von mir, und mit dem dritten Kinde gieng sie schwanger. Ihrer Pflege und Sorgfalt hatte ich es größtentheils zu verdanken, daß ich in acht Tagen fast völlig wieder genas. Wein und Mittagsessen wurden mir vom Capitain gesandt, vermuthlich um das Böse wieder gut, und das geschehene vergessen zu machen.

Drei und zwanzigstes Kapitel.

Unterredung mit dem Könige. Tod meines Liesgens.

Dem Befehl des Königs gemäß, sollte ich demselben jetzt vorgestellt werden. Mein Vetter sowohl als der Capitain baten mich aufs inständigste, dem Könige ja nichts von dem erhaltenen Stoß zu sagen, indem demselben berichtet worden, daß ein Steckfluß mich überfallen und in den Zustand gesetzt hätte, worin ich mich nachher befunden. Ich gelobte mit Hand und Mund, des Stoßes nicht zu erwähnen. Aus Freude darüber schenkte der Capitain mir einen Dukaten. Der Oberste fuhr darauf nach dem Schloß. Ich folgte ihm, begleitet von einem Feldwebel. Dieser meldete dem König meine Gegenwart, und sogleich wurde ich vor ihn geführt. Guten Morgen, Wahrsager, redete der König mich an, hast du deinen dritten Tod und deine Auferstehung auch prophezeiet? Nein, Ew. Königl. Majestät, antwortete ich, ich bin nicht todt gewesen, sondern hab nur in einem süßen Traume geschlummert, der mich freilich, wenn er länger gewähret, unter die Erde gebracht haben würde. Ich erzählte ihm darauf ausführlich den Traum, worüber der König sich des Lachens nicht erwehren konnte.

konnte. Bei meiner Entlassung befahl er dem anwesenden Minister mir sechs Dukaten zu reichen, für die ich unterthänigst dankte. Froh waren der Oberste und der Capitain, daß diese Unterredung so abgelaufen, da die Entdeckung der Wahrheit sie beide leichtlich in Ungnade hätte stürzen können. — Das erhaltene Geld brachte ich meinem Liesgen, die mir dafür wohl that. Die Erzählung meiner Geschichte im Reich der Todten brachte mir viele Geschenke ein, und in allen öffentlichen Häusern, die ich besuchte, hatte ich freie Zeche. Um jene interessanter zu machen, muste ich vieles hinzusetzen, was nicht geschehen war. — Im Jahr 1748 wurde ich an das Regiment des Herzogs von Hollstein, das zu Königsberg garnisonirte, abgegeben. Meine schlechte Aufführung war daran Schuld, daß man mich versetzte. Ich verkannte die Gnade des Königs ganz, die er mir bisher erzeigt hatte. Ein gewisser Graf, der bei der Garde stand, war eines Versehens halber bei demselben Regiment als Capitain hingesetzt worden. Diesem erzählte ich meine bisherigen Begebenheiten und auch den gehabten Traum, den ich ihm schriftlich aufsetzen muste, welches ihm Gelegenheit gab, ein Gespräch im Reiche der Todten zwischen vormaligen merkwürdigen Königen, Ministern und Generalen drucken zu lassen. — Ehe ich von Potsdam abgieng, muste ich ein großes Unglück erfahren, das ich mir freilich selbst zugezogen hatte. Beim Regimentsquartiermeister

hatte

hatte ich einen beträchtlichen Diebstahl verübt, der entdeckt wurde. Durch viele Vorbitten entkam ich der verdienten Strafe, Liesgen aber, das mein Vetter schon längst gerne aus dem Wege hatte räumen wollen, wurde auf ein Jahr ins Spinnhaus gesetzt. Durch beständiges Anhalten beim Könige brachte ich es dahin, daß sie nach Verlauf eines halben Jahres wieder auf freien Fuß kam. Ihre Gesundheit hatte indessen so sehr darunter gelitten, daß sie kurz nachher ein todtes Mädgen zur Welt gebar, und zu meinem innigsten Leidwesen starb. Die beiden Söhne, die sie von mir hinterlies, wurden auf Befehl des Königs ins Waisenhaus zur Verpflegung und Erziehung gebracht. Anstatt daß Liesgens Tod eine vortheilhafte Veränderung meines Betragens bewürkt haben sollte, versetzte derselbe mich vielmehr in einen Zustand der Verzweiflung, der mich selten nüchtern und alle mögliche Ausschweifungen begehen lies. Diese Aufführung verursachte denn die Ungnade des Königs, und zugleich den Befehl meiner Versetzung nach Königsberg. Für mich war dies eine Strafe. Noch vor meiner Abreise verlies mein Vetter Potsdam, aber aus einer der meinigen ganz entgegengesetzten Ursache. Für ihn war sie Belohnung. Er erhielt den Charakter eines Generalmajors, nebst einem Regimente in Schlesien. Beim Abschiede gab er mir die besten Ermahnungen, denen ich nachzukommen heilig versprach, aber nicht hielt. Das Laster war gar

zu

zu tief bei mir eingewurzelt. Die Verführungen im Soldatenstande rissen mich immer weiter hinein, und ich eilte meinem gänzlichen Verderben mit schnellen Schritten näher.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Marsch über Berlin, Stettin nach Königsberg.

Die drei letzten Tage meines Aufenthalts in Potsdam lebte ich im beständigen Schwelgen, wobei ich nicht vergas, auf anderer Leute Kosten mich mit Reisegeldern gut zu versorgen. Wir waren gegen sechzig Mann, die nach Königsberg marschiren sollten. Wider alles Verdienst hatte der König mich vor den andern mit Beibehaltung der Gardetractamente, so lange ich lebte, begnadiget. Unser Weg gieng über Berlin, wo wir zwei Rasttage hielten. Hier verkaufte ich einen Theil der geraubten Sachen. Gleich nach der Ankunft wollte ich meine Schwester besuchen. Ich gieng nach ihrem Hause, klopfte an die Thüre, man öfnete sie aber nicht. Vermuthlich hatte meine Schwester oder ein anderer im Hause mich kommen gesehen, und daher die Oefnung der Thüre verboten. Unverrichteter Sache gieng ich zurück ins Ordonanz-

nanzhaus. Aufgebracht über dieses unschwesterliche Verfahren, sandte ich ein Billet an sie, worin ich dieselbe bat, mir Geld zu senden, da ich eine Reise von achtzig Meilen zu machen hätte, und widrigenfalls mit Einwerfen der Fenster drohete. Dieses hatte die erwünschte Wirkung. Ein Bedienter von meiner Schwester überbrachte mir zwei Dukaten, mit dem Wunsch einer glücklichen Reise. Ich grif in die Tasche und zeigte ihm eine Handvoll Geld, mit dem Bedeuten, daß ich nicht aus Noth meine Schwester um Reisegeld gebeten habe, sondern nur um ihre Gesinnung gegen mich zu erproben. Damit aber meine Schwester für meinen zukünftigen Besuchen gesichert seyn möchte, so hatte sie bei dem den Transport führenden Officier den Befehl ausgewirkt, mir fernerhin keine Erlaubnis zum Ausgehen zu ertheilen. Dieses war mir wohl sehr dienlich wegen der Excesse die ich auszuüben im Sinne hatte, und daran durch die Einsperrung verhindert wurde. Indessen verabscheuete ich doch diesen Zwang um so mehr, da ich die Ursache und den Urheber dazu leicht errathen konnte. In Stettin verkaufte ich den Rest der in Potsdam erbeuteten Sachen, und die Bekanntschaften, die ich ehemals an diesem Orte gemacht hatte, brachten mir auch ein ziemliches Stück Geld ein. Von Stettin sollten wir die Reise zu Wasser nach Königsberg machen. Der Wind wurde günstig, und die Schiffe lagen bereit unter Segel zu gehen. Indem ich das Schif betreten wollte,

pur-

purzelte ich von dem an dasselbe gelegten Bret, weil der Kopf schwerer war als die Füße, ins Wasser. Die Schifsleute zogen mich jedoch mit ihren Hacken bald wieder heraus, rollten mich über eine Tonne, bis daß ich das Wasser von mir gab. So wurde ich zwar glücklich gerettet, allein eine schwere Krankheit war die Folge dieses Zufalls. Nach fünf Tagen erreichten wir Königsberg. Die gute Pflege, die ich daselbst genos, verschafte mir die Gesundheit bald wieder. Der Graf, dessen ich vorhin erwähnet habe, und bei demselben Regiment mit mir versetzt worden war, hatte mich als einen Wahrsager in der ganzen Stadt ausgerufen. Es überliefen mich daher täglich so viele Leute, die Entdeckungen aller Art wünschten, daß ich dadurch ein nicht geringes verdiente. Obgleich diese Wahrsagungen selten eintrafen, so kehrte ich mich daran wenig, wenn ich nur Geld dafür bekam, welches ich mir wohlbedächtlich immer voraus bezalen lies. Daß ich das alte Handwerk des Stehlens dabei getrieben, darf ich wohl nicht erinnern. Dies war mir zur andern Natur geworden. Und in dem Fall, daß ich Diebstäle selbst verübt, konnte ich natürlicher Weise die Entdeckung davon leicht machen. Dabei hatte ich größern Vortheil und rettete meine Ehre. Nach der Größe des geschehenen Diebstals wurde das Honorarium für meine Bemühung bestimmt. Ich sage nicht zu viel, wenn ich den Erwerb während der zwei Jahr meines Aufenthalts

halts zu Königsberg auf fünfhundert Thaler ansetze, den Gewinn den meine übrigen unentdeckten Diebstäle einbrachten, unberechnet. Allein wie gewonnen, so zerronnen. Liederliche Gesellschafter halfen mir alles verprassen, und ich war am Ende so arm wie im Anfange. Das vierzigste Jahr meines Lebens, das ich nun zurückgelegt, hatte meinen Verstand noch nicht zu der Reife gelangen lassen, wie man doch wohl hätte erwarten sollen, daß ich über meinen jetzigen Zustand und Lebensart nachdenken und sie abändern könnte. Wäre ich jetzt in mich zurückgegangen, hätte den Lastern entsagt, so würde ich noch Hofnung gehabt haben, mein Leben mit Ehre zu endigen. Allein der glückliche Erfolg meiner Bubenstücke bestärkte mich leider immer mehr in Ausführung derselben, und zu spät wurde ich erst den Abgrund gewahr, worin die Laster mich gestürzt hatten. Zu spät erfolgte die Reue über mein geführtes Leben, und die Strafe, die ich jetzt leide, bringt mir dasselbe stets in schmerzvolle Erinnerung.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

Eine ganz natürliche Wahrsagung.

Der Prinzessin von Hollstein Gottorf war ich als Wahrsager empfohlen worden. Sie lies mich zu sich rufen. Mir ist, sprach sie, ein kostbarer mit Dia-

Diamanten besetzter Ring entwandt worden, kann er mir den Thäter ausspühren! Er soll dreihundert Gulden an Belohnung dafür bekommen, und außerdem will ich für sein Fortkommen sorgen. Ich vermuthe sicher, daß der Dieb hier im Hause ist, weil außer den Kammermädgen niemand in meinem Zimmer gewesen, seitdem ich den Ring vermisse. Nach Ew. Durchlaucht Befehl, antwortete ich, will ich den möglichsten Fleis anwenden, und meine ganze Kunst aufbieten, um den Dieb herauszubringen. Allein ich muß mir es zugleich zur Gnade ausbitten, daß Ew. Durchlaucht alles daran wagen wollen, was zur Entdeckung von nöthen seyn könnte. Fordert nur, mein Freund, sprach die Prinzessin, was ihr wollt, und was ihr gebraucht, es soll zu eurem Dienste stehen. — Der Bote der Prinzessin, welches eine Muhme der Kammerjungfer war, hatte im voraus die Muthmaßung gegen mich geäußert, daß die Jungfer unschuldig wäre, der kleine Schooshund der Prinzessin aber den Ring heruntergeschluckt haben könnte. Dies hatte viel Wahrscheinlichkeit, und ich steckte es mir hinter die Ohren. Aus der Ursache brachte ich der Prinzessin obiges Verlangen vor. — Ich erbat mir Feder, Dinte und Papier, welches mir gleich gereicht wurde. Um den Schreibtisch machte ich einen Kreis mit Kreuzen, und lies in denselben alle im Hause befindlichen Leute treten. Es waren ihrer achtzehn. Sie musten mir ihre Namen

sagen, die ich aufschrieb, und bei denen ich pro forma einige Charactere zeichnete. Darauf erklärte ich, daß der Dieb im Hause sey, und woferne er den Ring nicht innerhalb vier und zwanzig Stunden brächte, er ein Zeichen am Backen erhalten würde, daß ihn jedermann kennen könnte. Nach diesem Ausspruch musten sie alle ihren Abtritt nehmen. Von der Prinzessin erbat ich mir achtzehn harte Thaler nach der Anzahl der gegenwärtig gewesenen Leute, die ich in den Zetteln, worauf die Namen der Personen standen, schmelzen würde, um dadurch nähere Aufklärung zu erhalten. Alsdenn sagte ich, könnte ich das Geschlecht und die Kleidung des Diebes bestimmen. Die Prinzessin selbst wickelte die Thaler in die Zettel ein. Ich gieng zum Feuer, unter dem Vorwand die Thaler zu schmelzen, und da niemand dabei zugegen seyn durfte, warf ich das Papier ins Feuer, steckte die Thaler aber in die Tasche. Nun, mein Freund, redete die Prinzessin mich an, wie lauten die Worte? Gut, Ew. Durchlauchten, der Dieb ist hier im Zimmer, hat vier Füße, und ist gestaltet wie ein Hund. — Diese List, gegründet auf die Muthmaßung der alten Muhme, muste mir aus der Verlegenheit helfen. — Ey, wie sollte das zugehen, versetzte die Prinzessin, mein Möppelgen? Ja, der Hund hat den Ring diesen Morgen verschluckt, wie er von ungefähr daran leckte, und er hat ihn noch bei sich. Ich will den Hund gleich aufschneiden lassen, sagte sie, er wird

doch

doch krepiren müssen. Der Ring ist mir lieber und von weit größerm Werth, als zehn solcher Hunde. Ich legte für den Hund ein gutes Wort ein, und bat seiner zu schonen, da ich glaubte, daß er sich dessen durch den natürlichen Weg entledigen würde. Es wäre daher das sicherste, den Hund einzusperren, und seinen Auswurf zu untersuchen. Jenes geschah sogleich, und die Prinzessin beschenkte mich auf Abschlag mit drei Dukaten. Ich empfahl mich. Im Vorzimmer muste ich den Hausbedienten den weitern Vorfall erzählen, und versicherte sie, daß der Dieb schon im Arrest säße. — Einige Stunden nach der Einsperrung hatte der Hund entsetzliche Krummsprünge gemacht und gewaltig geheulet. Die Prinzessin, durch meine Aussage in ihrer Vermuthung bestärkt, daß der Ring dem Hunde Schmerzen verursachte die ihn in diese Bewegung versetzten, lies denselben sofort zum Scharfrichter bringen, der ihn öfnete und den Ring in seinen Magen fand. Mir wurde durch einen Bedienten die Nachricht davon überbracht, mit dem Befehl, am folgenden Tage zur Prinzessin zu kommen. Mein Ring, sagte sie, wie ich zu ihr kam, ist gefunden, allein mein kleines Möppelgen hat sein Leben dabei einbüssen müssen. Ich bezeugte ihr mein Mitleiden über diesen Verlust und tröstete sie so gut ich konnte. Die versprochene Belohnung wurde mir ausbezahlt und wer war froher als ich. Mit gefüllten Ta-

schen empfahl ich mich der Prinzessin gnädigem Andenken.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Unglückliche Wahrsagungen. Auch eine glückliche. Zwote Verheirathung.

Mit großer Sehnsucht erwarteten mich meine Cameraden im Wirthshause, um mich des überflüßigen Geldes zu entledigen. Im Rausch der Trunkenheit verwickelten sie mich in hohes Spiel, wobei der Verlust sich immer auf meine Seite neigte. Ich Thor, war so blind, daß ich ihre Kunstgriffe nicht gewahr wurde. Ihre falschen Würfel und Karten b merkte ich nie, weil das starke Zutrinken von ihrer Seite mir kein Nachdenken übrig lies. Bei einer solchen Lebensart konnte natürlicher weise kein Geld verschlagen, wenn ich auch Crösus Reichthümer besessen hätte. Nicht zu gedenken, wie sehr meine Gesundheit und Moralität dadurch litten. — Das Gerücht von glücklicher Entdeckung des vermißten Ringes verbreitete sich bald durch die ganze Stadt. Es lockte Leute von allen Seiten herbei, die sich meinen Rath in ähnlichen Fällen erbaten. Dies machte mich dreiste, verursachte mir aber zugleich auch viele

viele Verdrieslichkeiten. Oft gab ich Leute als Thäter eines Diebstals an, deren Unschuld nachher bewiesen wurde, und diese verfolgten mich dann gerichtlich. Der Magistrat wandte sich an den Regimentschef, welcher mir bisher durch die Finger gesehen, um mir nicht den Verdienst zu rauben, den die Einfalt der Leute mir zuwarf. Endlich kamen täglich so viele Klagen gegen mich ein, daß mir mein bisheriges Handwerk bei Strafe verboten wurde. Und um mir so viel als möglich die Gelegenheit dazu zu benehmen, muste ich Dienste thun, wovon ich sonst befreiet gewesen war. Dadurch wurde aber dem Uebel nicht gesteuert. Der Zulauf von Leuten, deren Zutrauen ich noch nicht verloren, und der Wunsch, meine bisherige Lebensart fortsetzen zu können, die aus Mangel an Gelde hätte unterbleiben müssen, machten, daß ich das Ding zu weit trieb. So beschuldigte ich einst den Bedienten eines reichen Kaufmanns des Diebstals. Er bewies seine Unschuld, und Gassenlaufen war meine Belohnung. Jedoch lies ich mich nicht dadurch abschrecken. Konnte ich durch Wahrsagungen nichts verdienen, so beging ich selbst Diebstäle und Spitzbübereien aller Art. — Eine neue Liebesgeschichte verwickelte mich ebenfalls in ein neues Unglück. Ich verliebte mich in ein junges Frauenzimmer, das mich mit Gegenliebe belohnte. Es stand als Kammerjungfer bei einer Herrschaft in Diensten. Die Gelegenheit zur Bekanntschaft mit ihr war

folgende. In ihrem Hause waren verschiedene zum Frauenzimmerputz gehörige Sachen entwandt worden. Man beschuldigte sie dieses Raubes, weil jene ihr anvertrauet waren, und sie muste den Werth derselben bezalen. Mein Ruf war auch bis zu ihr gedrungen, und sie bat mich daher, den Diebstal, wo möglich, an den Tag zu bringen, damit ihre Unschuld bewiesen und ihre Ehre gerettet würde. Ihre vortheilhafte Gestalt nahm mich gleich für sie ein. Ich versprach ihr meinen ganzen Beistand. Ehe ich mich aber auf den Weg zu ihrer Behausung machte, kam ein altes Mütterchen zu mir, mit der Bitte, den Thäter dieses Diebstals doch ja nicht zu verrathen, sondern nur zu sagen, daß die Sachen an einer gewissen Stelle verlegt wären, wohin der Dieb sie im voraus bringen würde. Zugleich gab sie mir zehn Gulden, und versprach noch mehrere, wenn ich ihrer Bitte nachgeben würde, dessen ich sie denn heilig versicherte. Froh war ich über die Erleichterung, die meiner Wahrsagung dadurch verschaft wurde. Vielleicht daß sie sonst verunglückt wäre. Die Versicherung, die ich der Frau des Hauses gab, daß die Sache nicht entwandt, sondern verlegt worden, wollte keinen Glauben bei ihr finden. Sie hätte alles so genau durchsucht, erwiederte sie, daß es unmöglich wäre, das vermißte im Hause zu finden. Nach einigen zum Schein hie und da angestellten Untersuchungen entdeckte ich es in einem Kleiderschrank, der mir als der

Ver-

Verwahrungsort bestimmt war. Die versprochenen zehn Gulden für die Entdeckung wurden mir gleich ausgezalt. Vor Freuden konnte die Jungfer sich kaum bergen. Auf die Frage, was sie mir für diese ihr erzeigte Wohlthat schuldig sey, antwortete ich, nichts, meine Liebe, ich schenke ihr noch dazu mein Herz und ewige Treue, falls meine Person ihr nicht unanständig ist. Nein, versetzte sie, wenn es Ihr Ernst ist, ein so armes Mädgen wie ich bin, zu heirathen, so biete ich dazu die Hände. Es ist der Trieb meines Herzens, war meine Antwort, dem ich folge. Nun so wünsche ich euch alles Glück, rief die Frau des Hauses, die bei diesem Auftritt gegenwärtig war. Es wurden gegenseitig einige Geschenke gewechselt, und der Hochzeittag angesetzt, so bald ich den Trauschein erhalten hätte. Ohne viele Schwierigkeiten wurde mir dieser ertheilt, und in wenigen Tagen war Marie, so hies sie, die meinige. Ihre vorige Herrschaft bestritt die Kosten der Hochzeit, welcher fast alle Officiers des Regiments beiwohnten. Das Glänzende dieses Tages lies mich das so nahe bevorstehende Unglück nicht ahnden. Die Prophezeihung des Capitains, daß dieser Schritt in kurzem mich gereuen würde, trat leider bald in Erfüllung.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Unglückliche Ehe. Dreimonatlicher Festungsbau.

Wer zu Widerwärtigkeiten geboren ist, entgeht ihnen selten. Ich hatte stets mit ihnen zu kämpfen. Durch eine glückliche Heirath hofte ich meine Lebensart abändern und mich dem gänzlichen Verderben entziehen zu können. Auch dis schlug fehl. Grösstentheils war die Schuld auf meiner Seite. Einige Wochen lebte ich mit meiner Frau sehr gut. So bald aber der Reiz der Neuheit meines veränderten Zustandes erloschen war, verfiel ich wiederum in die alte Lebensart. Im Anfange brachte ich ihr den grösten Theil meines Erwerbes zur Bestreitung der Kosten in der Haushaltung. Nachher aber brachte ich nicht allein diesen, sondern auch was meine Frau sich erspart hatte, durch. Darüber beklagte sie sich bei den Offiziren, und vorzüglich bei dem Capitain, der mir oft deswegen nachdrückliche und fühlbare Warnungen geben lies. Ich kehrte mich jedoch wenig daran. Die mir zugetheilten Schläge erhielt sie mit Zinsen wieder bezahlt. Dadurch wurde das Uebel weit ärger. Gegenseitiger Groll und Haß waren die Folgen dieser Begegnung. Tausendmal verfluchte sie die mit mir eingegangene

gene Ehe. Ihre Ursachen dazu waren gerecht. Meine Diebereien unterzogen mich oft harten Strafen, die sie allerdings kränken musten. — Folgende Begebenheit trennte uns auf eine Zeitlang. Ein fremder Herr aus Curland, dessen Bedienten ich in Stettin gekannt hatte, logirte in einem Wirthshause, wohin ein Zufall mich führte. Dieser, so bald er mich sah, nöthigte mich auf sein Zimmer und wollte mich mit Tobak und Bier bewirthen. Ich nahm sein Anerbieten an. Während daß er mit Herbeischaffung dieser Sachen beschäftiget war, untersuchte ich den Coffer seines Herrn, in Hofnung einen guten Fang da zu thun. Es war aber nichts als reine Wäsche darin befindlich. Um nicht ganz leer davon zu gehen, steckte ich zwei feine Oberhemden zu mir. Der Bediente merkte es nicht. Einen ziemlichen Rausch hatte ich schon bei meiner Ankunft, und das starke Bier, was ich genos, machte mich völlig schwindelnd. Er bot mir sein Bette an, um mich da eine Weile ausruhen zu können, bis er von seinem Herrn wieder zurück käme, der ihn hatte rufen lassen. In seiner Abwesenheit erwachte ich, stand auf, und ging halb taumelnd die Treppe herunter. Dem Hauswirth, da er mich nicht hatte kommen sehen, kam meine Person verdächtig vor, er hielt mich an, untersuchte meine Taschen, und fand die Hemden. Meine Gegenwehr war fruchtlos, so wie die Behauptung meiner Unschuld. Ich wurde augenblicklich in Arrest gesetzt. Beim Ver-

hör, das Tages darauf gehalten wurde, leugnete ich gerade weg, daß ich die Hemden gestohlen, und behauptete, daß ich sie von dem Bedienten geschenkt bekommen. Zu meinem Glück war dieser mit seinem Herrn des Morgens früh davon gereist und hatte die entwandten Sachen nicht vermißt. Obgleich nun kein Beweis wider mich geführt werden konnte, und meine Behauptung, daß ich auf eine ehrliche Weise zum Besitz der Hemden gekommen wäre, für gültig angenommen werden muste, so wurde ich demungeachtet zum sechsmaligen Gassenlaufen verurtheilet, und zwar aus dem freilich schwachen Grunde, weil ich gegen den mich festnehmenden Officier Gegenwehr gebraucht hätte. Als das Urtheil vollzogen werden sollte, redete ich den Obersten dreiste an, und beklagte mich über die Ungerechtigkeit des Urtheils. Ich berief mich auf den allgemeinen Rechtssatz, daß wo kein Kläger sey, wäre auch kein Richter. Dis sey hier der Fall. Der Oberste, erzürnt über diese Worte, die auf die Anwesenden einen großen Eindruck machten und Zeichen des Mitleidens und gerechten Unwillens bei ihnen hervorbrachten, hob seinen Stock auf, um mich durch Schläge zum Schweigen zu bringen. Ich ergrif den Stock, wurde aber von der Wache überfallen und in Verwahrung gesetzt, ohne die mir zuerkannte Strafe zu leiden. Dem Kommandanten berichtete man sogleich diesen Vorfall, der ebenfalls das Urtheil misbilligen muste. Was war nun weiter dabei

zu

zu thun. Die Sache an den König zu berichten, davon hielt die Furcht aus Mangel an gehörigen Gründen den Regimentschef ab. Wegen Diebstals konnte ich nicht bestraft werden. Vergreifung an dem Obersten wurde mein Verbrechen, und drei monathlicher Festungsbau die Strafe dafür? Die Nachricht davon war für meine Frau eine wahre Hiobspost. Mein Unglück rührte sie äußerst. Ein Beweis daß ihre Liebe gegen mich noch nicht erloschen war. Durch anhaltendes Bitten und Flehen bewirkte sie die Erlassung eines Theils der mir zur Strafe bestimmten Zeit. Welche Dankbarkeit war ich ihr itzt nicht schuldig! Hätte ich mich nicht bestreben müssen, durch ein besseres, gefälligeres und sanfteres Betragen ihre Liebe zu verdienen! Dis wäre meine Pflicht gewesen. Ich gestehe aufrichtig, ich verkannte sie. Sie war eines bessern Mannes würdig.

Acht und zwanzigstes Kapitel.

Abschied aus preußischen Diensten. Landesverweisung.

Daß aller Begrif von Moralität in mir gänzlich erstickt war, wird der Leser wohl nicht bezweifeln. Um äußerlich für einen ehrlichen, rechtschaffenen

fenen Mann gehalten zu werden, hatte ich die Diebereien bisher heimlich getrieben. Auf die Weise fiel selten Verdacht auf mich. Jetzt aber fing ich an, ein öffentlicher Dieb zu werden. Der übermäßige Trunk beraubte mich aller meiner Sinne. Er betäubte ganz das Gefühl von Menschlichkeit, was bisweilen noch in mir hervorgekeimt, und erniedrigte mich bis zur Classe der Thiere. Im Taumel der Besoffenheit begieng ich Diebstäle aller Art. Keine Gelegenheit dazu ließ ich ungenutzt. So eilte ich schnell meinem Untergange entgegen. — In einem gewissen Hause, wo ich vor einigen Tagen ein Duzend silberne Löffel entwandt hatte, ohne entdeckt zu werden, war ich wiederum mit Ausleerung einiger Behältnisse beschäftigt. Der letzte glückliche Streich hatte mir Muth eingeflößt. Halb betrunken war ich. Nachdem ich mich mit Waaren gut bepackt hatte, fiel ich beim Weggehn die Treppe herunter. Das dadurch verursachte Geräusch lockte die Leute des Hauses herbei. So war der Dieb gefangen, und damit die Lebensbahn geendigt, die ich so rühmlich in Königsberg betreten hatte. Mir wurde der Proceß gemacht. Das Urtheil fiel dahin aus: daß, da alle mögliche Strafen bisher an mir nichts gefruchtet hätten, ich andern zum Exempel und mir selbst zur wohlverdienten Strafe in der Hand gebrandmarkt und über die Gränze gebracht werden sollte. Dies Urtheil war nicht nach meinem Geschmack. Besonders das Brandmar-

ken

ken wollte mir nicht gefallen. Ich sann daher auf ein Mittel, um diese Strafe abzuwenden, und es glückte mir. Vor ungefähr fünf Jahren hatte man ein ermordetes Frauenzimmer in Berlin gefunden, ohne den Thäter davon herauszubringen. Ich kannte diese Person, wuste ihren Namen und die genauesten Umstände ihrer Ermordung. Ob ich gleich unschuldig war, so gab ich mich doch für den Mörder aus, und nannte zugleich noch zwei ebenfalls unschuldige, die mir dabei behülflich gewesen wären. Ihre Verhaftnehmung wurde bewerkstelligt, so wie die Vollziehung meines Urtheils dadurch aufgeschoben. Dies war es gerade was ich wünschte. Die Untersuchung währte lange, weil die beiden andern an verschiedenen entfernten Orten sich befanden. Als die Sache nahe beim Spruch sich befand, erzählte ich die Ursache meines Vorgebens, und, da sowohl meine als der andern Unschuld an dem Morde dadurch an den Tag kam, machte man gleich Anstalt, daß diese in Freiheit gesetzt wurden. Meine Strafe fiel ganz anders aus als ich glaubte. Ich erreichte jedoch meinen Zweck, daß obiges Urtheil abgeändert wurde. Zum Lebewohl wurde ich sechs und dreisig mal durch die Spiesruthen gejagt. Das war mein Lohn für zwanzig jährige Dienste, eine Belohnung deren ich mich völlig würdig gemacht hatte, und die nach meinem Verdienst zu geringe für mich war. Nachdem die Wunden geheilet waren, wurde ich bis ans Danziger Ge-

biet

biet gebracht, mit dem Befehl, bei lebenswieriger Karrenstrafe die preußischen Länder nie wieder zu betreten. Das gute Herz meiner Frau zeigte sich auch beim Abschiede. Sie machte alles zu Gelde was sie konnte, und gab mir dieses mit auf die Reise, wobei sie mir das zur Bedingung machte, sie niemals als meine Frau zu nennen, oder zu sagen, daß sie es je gewesen. Gerührt schieden wir von einander.

Neun und zwanzigstes Kapitel.

Zigeunerbande.

Jetzt stand mir die ganze, weite Welt offen, Preussen ausgenommen. Wo sollte ich hin, was sollte aus mir werden? Diese Gedanken durchkreuzten meine Seele. Ich blieb lange unentschlossen. Danzig war der nächste Ort, nach dem ich mich hinwenden konnte. Ich begab mich auf den Weg dahin. Ehe ich Danzig erreichen konnte, überfiel mich die Nacht. Ich erblickte in der Ferne eine Hütte, die ich für ein Wirthshaus hielt, und bestimmte es zu meinem Nachtlager. Beim Eintritt in dasselbe forderte ich einen Krug Bier. Der Wirth reichte mir denselben und fragte zugleich, wer ich sey und woher ich käme? Welche Frage

ich

ich nach Wahrheit beantwortete. Kaum hatte ich mich von den Strapazen der Reise erholt und das Nachtquartier bestellt, als eine Zigeunerbande von sechzehn Personen hereintrat. Bei Erblickung derselben wurde ich anfangs etwas bestürzt. Ich hatte oft vieles gehört, was nicht zu ihrem Vortheil war. Dis alles stellte sich meiner Einbildungskraft lebhaft dar. Die Absicht und Folgen ihrer Ankunft waren mir verdächtig, obgleich ein Ohngefähr sie herbei geführt haben konnte. Während daßlich mit diesen Betrachtungen beschäftigt war, hatte die Gesellschaft ihr Haab und Gut ausgepackt, und fing an, sich eine Mahlzeit zuzubereiten. Ihr Vorrath von Lebensmitteln, die sie bei sich führte, war ansehnlich. Zwei von ihren jungen Weibspersonen machten sich an mich und sagten: Schöner weisser Bruder, laß dir wahrsagen. Diese Profession, erwiederte ich, treibe ich selbst. Sie wollten von ihrem Vorsatz aber nicht abstehen, und ich muste ihnen die Hand reichen, aus welcher sie mir allerhand närrisches Zeug vorplauderten. Ich gab ihnen einige Gulden für ihre Bemühung, wofür sie mir viele Schmeicheleien sagten. Die zwei Frauenspersonen nahmen mich beim Tisch in ihre Mitte und ich muste an ihren Tractamenten Antheil nehmen, ob ich gleich wenig Lust dazu bei mir spürte. Aus meinen Reden merkten die Zigeuner, daß ich mich auf Spizbübereien eben so gut verstehen müste, als sie. Nachdem sie mir tüchtig zugetrunken hatten,

umring-

umringten sie mich und sagten, Bruder, reise nicht nach Danzig, sondern bleib bei uns in unsern Höhlen, die wir in diesen Gegenden in den dickſten Wäldern unter der Erde haben. Nur ein Probestück im Stehlen sollst du ablegen, und wenn wir daran unser Wohlgefallen finden, so sollst du die erwünschtesten Tage bei uns erleben. Sieh, diese beiden jungen Mädgen, sprach eine von den alten Mütterchen, sind meine Töchter, und du sollst noch diesen Abend eine von ihnen zur Frau haben. In dem ersten besten Dorf, das wir erreichen, kannst du dir dieselbe antrauen lassen, wenn du vier Reichsthaler zu den Kosten der Hochzeit bezahlst. Ich schwor darauf mit Leib und Seele, bei ihnen zu bleiben, und mich ihrer Bande einzuverleiben. Der Vater und die Mutter der jungen Schönen gaben mir den Handschlag in Gegenwart der übrigen als Zeugen. Nun war ich Mitglied dieser Gesellschaft. Auf ihre weitere Fragen, was für Sachen es wären, die ich bei mir hätte, zeigte ich ihnen dieselben, weswegen sie mir noch günstiger wurden. Meinen zukünftigen Schwiegereltern machte ich ein Geschenk mit einem silbernen Löffel. Mein Sohn, sprach die alte Mutter, und küßte mich, wähle dir eine von meinen beiden Töchtern. Sie sind mannbar und noch Jungfern und beide Deiner werth. Um keine von ihnen vor den Kopf zu stoßen, sollen sie um dich loosen, wenn du's so zufrieden bist. Ich bins, antwortete ich. Das Loos traf die Aelteste, welche

welche ihre Eltern mir übergaben und die ich mit einem Kuß empfing. Hast du auch Geld bei dir, fragte die Mutter? Du mußt uns nichts verhehlen! Ich zog eine Handvoll Groschenstücke aus der Tasche, und gab sie ihr in Verwahrung. Während alles dieses vor sich ging, war die Mitternachtsstunde herangerückt, und es wurde ein Lager von Stroh im Zimmer zubereitet, worauf die ganze Gesellschaft sich zur Ruhe begeben sollte. Ein jeder legte sich, wo es ihm gut dünkte, und ich — bei meiner neuen Frau. Mit Tages Anbruch ging das Saufen recht wieder an, nachdem man mir vieles Glück zur überstandenen Probe gewünscht hatte. Der ganze Tag wurde in Schwelgen zugebracht. Am dritten Morgen brachen wir auf, und nahmen unsern Weg nach den unterirrdischen Wohnungen dieser saubern Bande. Es waren wahre Mördergruben. Nach geendigter Mahlzeit steckte jeder ein zwei Spannen langes Messer zu sich in den Busen, und ich bekam auch eins. Ein Zeichen, daß man jetzt auf Beute ausgehen wollte. Die Weiber wurden voran geschickt, um auszukundschaften, wo es was gäbe. Nachdem wir etliche Stunden im Walde umhergestreifet, erblickten wir am Ende desselben ein Dorf. Da, sagte mein Schwiegervater, sollst du deine Frau dir antrauen lassen, und dann — bei demselben Pfarrer dein Probestück ablegen. Hier besann ich mich, weil ich nüchtern geworden war, und bereuete den Entschluß, dieser

Bande gefolgt zu seyn. Hundert Meilen wünschte ich mich von ihr entfernt. Indem ich mit diesen Gedanken beschäftigt war, fielen die Weiber, die um einige funfzig Schritte voraus gegangen waren, auf die Erde nieder, und machten ein so entsetzliches Zetergeschrei und Geheule, als wenn sie rasend wären. Die Männer, die bei mir waren, eileten so gleich ihnen zur Hülfe. Eins von ihren Kindern hatte die fallende Sucht bekommen, eine Krankheit, wofür sie sich erschrecklich fürchten. Dieser Zufall verbreitete über die ganze Bande ein panisches Schrecken. Ich benuzte denselben, machte rechts um, und ergrif die Flucht. Meine Sachen muste ich im Stich lassen. Nur befürchtete ich, daß die Zigeuner mich einhohlen möchten, da ich weder Weg noch Steg wuste. Endlich hörte ich das Klatschen der Peitschen und Rasseln der Wagen. Ich ging ihnen nach und erreichte glücklich die Landstraße. Hier traf ich Fuhrleute, die gegen ein Trinkgeld mich nach Danzig zu bringen versprachen. Es waren noch vier Meilen bis dahin. Wir musten unterwegens übernachten. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise fort. Bei einem Dorfe, nahe vor Danzig stieg ich in einem Wirthshause, der Jesuiterkrug genannt, ab, weil ich von da zu Fuße in die Stadt gehen wollte. Ich hatte den festen Vorsatz gefaßt, nicht mehr zu Lande, sondern zur See mein Heil zu versuchen. Doch, mein widriges Geschick machte mir hier wieder einen Strich

in

in die Rechnung, und jener Vorsatz wurde unvermuthet zertrümmert.

Dreißigstes Kapitel.

Reise nach Kopenhagen. Dänischer Kriegsdienst. Diebereien.

In dem Jesuiterkruge lag ein dänischer Unteroffizier vom Seeländischen Infanterieregiment auf Werbung. Dieser fragte mich, woher ich käme, und ob ich nicht Lust hätte, in dänische Kriegsdienste zu treten. Geld hatte ich nicht mehr, und keine bestimmte Aussicht. Wie viel Handgeld geben Sie? war meine Antwort. Was verlangt Er? Zwölf Dukaten! Wir wurden um sechs Dukaten einig. Ich gedachte, nach Auszahlung dieses Geldes in der nächsten Nacht damit fortzugehen. Dieses wurde aber vereitelt. Der Unteroffizier war klüger wie ich. Fast die ganze Nacht hindurch wurde tüchtig gezecht, und als ich wieder zu mir selbst kam, befand ich mich schon am Bord eines Schiffes, das zur Abfarth nach Kopenhagen segelfertig lag. Alles Widerstreben war vergebens. Ich muste mich in mein Schicksal finden. Das Handgeld wurde mir richtig ausbezalt. Nur wenig davon brachte ich nach Ko-

penhagen. Ich verspielte das meiste an die andern aufm Schiffe befindlichen Rekruten, auf die eine der meinigen ähnliche Bestimmung wartete. Wir kamen ohne viele Unannehmlichkeiten, die mit Seereisen verbunden zu seyn pflegen, in Kopenhagen im Julius 1750. glücklich an. Noch ahndete es mir nicht, daß hier das Ziel meiner Wallfahrten seyn sollte, daß nur der Tod mich von dieser verwünschten Insel, worauf die Stadt liegt, befreien sollte. Ich kam bei der Compagnie des Capitains B. vom Seeländischen Regiment. Mit Vorsatz verheelete ich mein eigentliches Vaterland. Ich nannte Sachsen als dasselbe, und gab mich für einen Goldjuwelier aus. Daß ich ein flüchtiger Passagier war, merkte der Capitain bald. Hinter meine andern Streiche aber kam er noch nicht so gleich. Bei vielen geringen Verbrechen sah er mir daher anfangs oft durch die Finger. Doch lange konnte ihm nicht unbekannt bleiben, von welchem Schrot und Korn ich war. Einige Wochen nach meiner Ankunft in Kopenhagen verstarb der Commandant Scholten. Sein Leichnam wurde auf dem Paradebette zur Schau ausgestellt. Ich machte mich im Gedränge unters Volk, und entwandte bei dieser Gelegenheit einem Cavalier seine Goldbörse so geschickt, daß er es nicht bemerkte. Dieses war mein erstes Meisterstück in dieser Stadt, über dessen glückliche Ausführung ich mich ausserordentlich freuete. Es war eine Aufmunterung zu mehreren dergleichen

Tha-

Thaten. Den andern Tag verfügte ich mich wieder nach dem Sterbehause, um einen Fang zu machen. Ich wurde Meister von einer silbernen Taschenuhr, die ich bei einem Offizier für überflüßig hielt. Ein Jude bekam sie für zwölf Thaler. Damit die Officiers und meine Cammeraden nicht Argwohn gegen mich fassen sollten bei Erblickung des Geldes bei mir, so gab ich vor, mit meiner Profession dieses zu verdienen, zu dessen Treibung ich Erlaubnis erhalten hatte. Es wurde mir sogar Freimannschaft angeboten, wenn ich bei einem Meister bestimmte Dienste bekommen könnte. — Von einem Medico hatte ich ehemals auf Universitäten ein Recept von einem Wasser erhalten, das zur Vertreibung der Wanzen dienlich seyn sollte, und auch wirklich bewährt gefunden worden. Mit diesem Wasser verdiente ich manchen Thaler bei Vornehmen und Geringen. Aus Ursachen verschwieg ich dem Capitain den Gebrauch und die Wirkung dieses Wassers, und bildete ihm ein, daß die Goldschmiede sich dessen zur Politur bedienten, und ich vorzüglich zu dieser Arbeit gebraucht würde. Konnte ich von dem Wasser auch nichts verkaufen, so war die Anleitung desselben eine schöne Gelegenheit zum Stehlen. In meinem Rock waren heimliche Taschen angebracht, worin manches Stück aufbewahrt werden konnte, ohne es von aussen zu sehen. Auf die Weise ging ich selten leer aus einem Hause, und wenn der Verkauf des Wassers nicht glücken wollte, muste das erste beste,

dessen ich habhaft werden konnte, in meine Tasche spazieren. Reicher wurde ich freilich dadurch nicht, als vorher. Spiel und Trunk verzehrten alles bald wieder. Meine Lebensart glich gerade derjenigen, die ich in Preußen geführt hatte. Sie war eine Fortsetzung von dieser.

Ein und dreißigstes Kapitel.

Fernere Diebstähle.

Die Geschichte nahet sich ihrem Ende.

Der Lieutenant der Compagnie brachte nachher in Erfahrung, daß mein Vorgeben, bei einem Juwelier in Arbeit zu stehn, falsch war. Die Menge Geldes, das er immer bei mir gewahr wurde, machte ihn aufmerksam auf mich, und zugleich mich ihm verdächtig. Er fing daher an, alle meine Schritte genau zu beobachten. So lange der Capitain mir gewogen war, kehrte ich mich an die Verweise des Lieutenants nur wenig, obgleich dieser nicht unterließ, mir beständig nachzuspüren. Er hatte es auch dahin gebracht, daß ich ausser dem Dienste immer im Quartier bleiben muste. Dies hinderte mich außerordentlich an Ausübung meines Handwerks. Ich überlief daher den Capitain so lange, bis er mir des Sonntags ein Thorzeichen gab, und so konnte ich nun an diesem Tage dem gewöhnlichen Erwerbe nachgehen, um den übrigen Theil der Woche nicht darben zu dürfen.

fen. War es möglich, während der Dienstzeit einen Abstecher zu machen, so versäumte ich ebenfalls keine Gelegenheit dazu. Es ist fast unglaublich, mit welcher Dreistigkeit ich oft bis unters Dach in den Häusern herumwandelte, und manche weisse Wäsche von den Böden wegtrug. Die Besoffenheit flößte mir Muth ein und beglückte meine Thaten. Dadurch wurde ich immer sicherer, und zuletzt unglücklich. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er endlich bricht. Ich war schon längst zu der Strafe reif, die bei dieser Lebensart unvermeidlich und nahe vor der Thür war. Bei einem Becker wurde ich ergriffen, wie ich mit Einpackung seinen Leinenzeuges beschäftigt war. Ich setzte mich zur Gegenwehr und verwundete Mann und Frau mit dem Bajonet. Aus Mangel an Zeugen konnte man mich jedoch des intendirten Diebstahls nicht überführen, den ich auch schlechterdings ableugnete. Der Capitain nahm sich auch meiner an, und ich kam für diesesmal mit Gassenlaufen davon. — In der großen Königsstraße war ich in einem gewissen Hause mit Wegtragung der Wäsche vom Boden begriffen, als eine Magd herauf kam um Holz zu hohlen. Ich stellte mich in einen Winkel, um ihren Augen zu entgehen. Sie erblickte mich aber und wurde nicht wenig bestürzt. Auf mein Zureden, daß ich nichts genommen hätte, wurde sie wiederum beruhiget, und lies mich gehen. Die Vorsicht befahl mir jedoch, die Bodenthür zu verriegeln, damit ich für ihrer Verfolgung sicher

seyn

seyn möchte. Ich erfuhr nachher, daß die Magd hatte drei Stunden eingesperrt sitzen müssen. — Aufm Posthause zog ich im Gedränge bei den Postcharten einem Cavalier den silbernen Degen aus der Scheide, versteckte ihn unter den Rock und entkam unvermerkt. — Bei einem Chirurgus erwischte ich einen Mörser, wie die Magd ihrem Herrn meldete, daß jemand ihn zu sprechen wünschte. Ich erdichtete einen Gruß von einem Offizier, der seiner Hülfe in eine Krankheit bedürfte. Diese Geschichte wäre mir beinahe übel bekommen. Die Polizei überraschte mich, wie ich im Begrif stand, den Mörser zu verkaufen. Sie nahm ihn mit sich, ich aber lief davon. — In einem Brauerhofe bekam ich eine tüchtige Prügelsuppe für meinen guten Willen. Ein paar seidene Strümpfe und ein paar Stiefeln hatte ich erhascht. Jene steckte ich in die heimliche Tasche, diese trug ich unterm Arm. Der Herr des Hauses begegnete mir aufm Rückweg und erkannte sogleich seine Stiefeln. Wohin Landsmann? fragte er, und rief seine Leute, den Dieb zu halten. Drei starke Kerle kamen herbeigesprungen, übermannten mich aller tapfern Gegenwehr ungeachtet, untersuchten meine Taschen, fanden aber jedoch zu meinem innigsten Vergnügen nicht die Strümpfe. Mit dem aus dem Verkauf derselben gelösten Gelde verschmerzte ich bald die mir zugetheilten Schläge. — Bei einem Artillerieobersten entwandte ich vier Betttücher, wozu ein Sklave, der im Hause bekannt war, mir Anweisung gab, und

nach-

nachher deswegen mit mir zur Strafe gezogen wurde. — Das erste Seeländische Bataillon, bei welchem ich stand, lag in der Citadelle zur Besatzung. Es war mir strenge verboten, ohne Zeichen heraus und in die Stadt zu gehen. Der Lieutenant erfuhr, daß ich diesem Befehl zuwider handelte. Es war gerade ein harter Winter, und die zugefrornen Graben erleichterten mir den Weg in die Stadt, da ich auf dem ordentlichen nicht aus dem Castell gehen durfte. Nach Zurückkunft aus der Stadt eines Abends überraschte mich der Lieutenant, der schon beim Visitiren mich vermißt hatte, und brachte mich ins Gefängniß. Bei angestelltem Verhör konnte man jedoch keiner Diebstähle mich überführen. Wegen Entfernung aus dem Quartier aber, muste ich Gassen laufen. Diese Strafe zog mir eine Krankheit zu, die mich eine lange Zeit nöthigte, das Bette zu hüten. Nun faßte ich abermals den Vorsatz, meine Lebensart abzuändern und mich zu bessern. Nach erfolgter Herstellung, wurde er jedoch leider zu Wasser.

Zwei und dreißigstes Kapitel.

Schluß der Geschichte.

Einige Monate nach ausgestandener Krankheit führte ich ein ordentliches Leben, wodurch ich mir

lichst das Ende meines Lebens. Das Abscheuliche des Orts, wo ich gefangen sas, der in beständige Nacht eingehüllt war, die Entfernung vom Umgange mit allen Menschen, die schlechte Pflege, alles machte mir das Daseyn zur Last. Tiefer konnte ich nicht sinken. Bei der Hinführung zum Verhör erblickte ich nur das Tageslicht und schöpfte frische Luft. Obgleich ich schon sechs und zwanzig Diebstähle eingestanden hatte, so war man mit diesem Geständnisse doch noch nicht zufrieden. Man wollte alles erfahren, und die Anlegung der Instrumente verursachte eine getreue Erzählung von allem. Das Verhör wurde geschlossen. Bis zur Publicirung des Urtheils war mein Zustand der erbärmlichste, der sich denken läst. Furcht zwischen Tod und Leben folterte mich stets. Nachdem ich neun Monate auf diese Weise zugebracht hatte, wurde mir mein künftiges Schicksal bekannt gemacht. Bei Vollziehung der Strafe hatte ich einen Gefährten, von gleichem Schlage mit mir. Man führte uns untern Galgen, beraubte uns unsers ehrlichen Namens durch Staupenschlag und Brandmarken an der Stirne, schmiedete uns in Ketten, und lieferte uns darauf in das Sklavenbehältnis ab. Hier seufze ich itzt schon sechs Monate bei schlechter Kost, harter Arbeit, in Gesellschaft des Abschaums der Menschheit, ohne die geringste Pflege und Sorge für die Gesundheit und Reinlichkeit des Körpers, unter den Befehlen unbarmherziger, gefühlloser Aufseher, von der Last centnerschwerer Ketten fast krum gebeugt, an einem Orte, wo ein abscheulicher Gestank und unzählbares Ungeziefer dem Bewohner desselben den unfehlbaren schleunigen Tod verursachen müssen.